

## Pubertät und ihre Bedeutung für Eltern und Kinder - ein Literaturüberblick

Zartler, Ulrike

Veröffentlichungsversion / Published Version

Arbeitspapier / working paper

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Zartler, U. (1997). *Pubertät und ihre Bedeutung für Eltern und Kinder - ein Literaturüberblick* (Working Paper / Österreichisches Institut für Familienforschung, 3). Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung an der Universität Wien. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-57459-8>

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

### Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

working paper



Österreichisches Institut für Familienforschung  
Austrian Institute for family studies

Nummer **3 - 1997**

Titel **„PUBERTÄT  
UND IHRE BEDEUTUNG  
FÜR ELTERN UND KINDER -  
EIN LITERATURÜBERBLICK“**

Autorin **Ulrike Zartler**

working papers have only received limited review



ÖIF, Gonzagagasse 19/8, A-1010 Wien  
Tel. +43-1-535 14 54-0  
Fax +43-1-535 14 55  
url: <http://www.oif.ac.at>  
email: [team@oif.ac.at](mailto:team@oif.ac.at)

P.b.b.: Verlagspostamt 1010 Wien; DVR: 0855561



## Vorbemerkung

*Die Zeit der Pubertät ist eine turbulente und herausfordernde Phase - für Jugendliche und für Eltern. Jugendliche sind mit neuen körperlichen Veränderungen konfrontiert, müssen ihre Geschlechtsrolle aufbauen und eine eigene Identität entwickeln. Soziale Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und Gleichaltrigen müssen neu geordnet werden.*

*Nicht nur von den Jugendlichen werden in der Adoleszenz Anpassungsleistungen gefordert, auch die Eltern müssen sich in der Adoleszenz ihrer Kinder an deren neue Rolle sowie an sich verändernde Gegebenheiten und Strukturen anpassen.*

*Die Entwicklungsaufgaben von Eltern und Jugendlichen sind zum Teil aber sehr unterschiedlich: Während sich die Jugendlichen darauf vorbereiten, ein eigenständiges Leben zu führen, bedeutet für die Eltern die zunehmende Loslösung von ihren Kindern, zumindest einen Teil ihrer „Eltern-Identität“ aufzugeben, nämlich die bisherige starke Orientierung am Leben der Kinder.*

*Wie Jugendliche und Eltern mit diesen Anforderungen umgehen und diese bewältigen, wird im folgenden anhand der Auswertung vorliegender empirischer Studien dargestellt. Der folgende Literaturüberblick über das Erleben der Pubertät wurde im Rahmen eines Projektes, welches vom ÖIF im Auftrag des Bundesministeriums für Umwelt, Jugend und Familie durchgeführt wurde, erarbeitet.*

*Das Projekt zum Thema „Pubertät - Herausforderungen für Eltern und Jugendliche“ wurde von Jänner 1996 bis März 1997 am ÖIF durchgeführt. Die Projektleitung lag bei Herrn Univ.-Prof. Dr. Herbert Janig (Universität Klagenfurt) und bei Frau Univ.-Prof. DDr. Liselotte Wilk (Universität Linz). Die federführende Sachbearbeitung sowie die Gesamtorganisation und Koordination lag bei Frau Mag. Beham (ÖIF).*

*Zu den Ergebnissen der empirischen Studie siehe working paper 4/97 und 5/97.*

(Mag. Martina Beham)  
Projektkoordinatorin

# GLIEDERUNGSVERZEICHNIS

<b>1.1 Historische Entwicklung</b>	<b>6</b>
<b>1.2 Merkmale der „modernen“ Jugendphase</b>	<b>6</b>
<b>1.3 Abgrenzungen und Begriffsbestimmungen</b>	<b>7</b>
1.3.1 Psychologische und soziologische Abgrenzungskriterien	7
1.3.2 Die Problematik des Lebensalters als Abgrenzungskriterium	8
<b>1.4 Zusammenfassung</b>	<b>8</b>
<b>2 DIE PHYSISCHE UND PSYCHISCHE ENTWICKLUNG JUGENDLICHER</b>	<b>9</b>
<b>2.1 Die physische Entwicklung</b>	<b>9</b>
2.1.1 Interindividuelle Variation des Entwicklungstempos: Früh- und Spät- entwicklerInnen	10
<b>2.2 Die psychische Entwicklung</b>	<b>11</b>
2.2.1 Das Konzept der Entwicklungsaufgaben	11
2.2.2 Die Ausbildung der Ich-Identität in der Adoleszenz	12
2.2.3 Selbstbewußtsein und Selbstwertgefühl Jugendlicher	13
<b>2.3 Zusammenfassung</b>	<b>14</b>
<b>3 JUGENDLICHE IN DER FAMILIE</b>	<b>16</b>
<b>3.1 Veränderungen im Eltern-Kind-Verhältnis</b>	<b>16</b>
<b>3.2 Jugendliche im Familienzyklus</b>	<b>16</b>
<b>3.3 Die emotionale Qualität der Beziehung zwischen Eltern und Jugendlichen</b>	<b>18</b>
3.3.1 Die Veränderung der Bindung an die Eltern im Verlauf der Adoleszenz	18
3.3.2 Die Bedeutung einer positiven Beziehung zu den Eltern für die Entwicklung Jugendlicher	19
3.3.3 Inhalte und Entstehungsbedingungen einer positiven Eltern-Kind-Beziehung in der Adoleszenz	19
<b>3.4 Kommunikationsstrukturen zwischen Eltern und Jugendlichen</b>	<b>21</b>
<b>3.5 Elterliches Erziehungsverhalten</b>	<b>23</b>
3.5.1 Übereinstimmung Jugendlicher mit dem Erziehungsstil der Eltern	25
3.5.2 Merkmale positiv erlebten elterlichen Erziehungsverhaltens	25
<b>3.6 Leben mit Jugendlichen - die Perspektive der Eltern</b>	<b>26</b>
3.6.1 Die Partnerbeziehung der Eltern	28
<b>3.7 Die Mutter-Kind-Beziehung in der Adoleszenz</b>	<b>29</b>
3.7.1 Die Ablösung von der Mutter	30
3.7.2 Wünsche von Müttern und Töchtern	30
<b>3.8 Die Vater-Kind-Beziehung in der Adoleszenz</b>	<b>31</b>
<b>3.9 Die Geschwisterbeziehung</b>	<b>32</b>
3.9.1 Allgemeine Veränderungstendenzen	32
3.9.2 Die Geschwisterbeziehung in der Adoleszenz	32
3.9.3 Die Situation von Einzelkindern	34
<b>3.10 Zusammenfassung</b>	<b>34</b>

<b>4</b>	<b>JUGENDLICHE IN UNTERSCHIEDLICHEN FAMILIENFORMEN</b>	<b>37</b>
4.1	Einelternteilfamilien	38
4.2	Stieffamilien	40
4.3	Zusammenfassung	41
<b>5</b>	<b>KONFLIKTE ZWISCHEN ELTERN UND JUGENDLICHEN</b>	<b>42</b>
5.1	Das Konfliktniveau in Familien mit Jugendlichen	42
5.2	Konflikte als notwendiger Bestandteil von Eltern-Kind-Beziehungen im Jugendalter	43
5.3	Konfliktbereiche und -inhalte	44
5.4	Konfliktkultur und Umgang mit Konflikten	45
5.5	Zusammenfassung	46
<b>6</b>	<b>DER ABLÖSUNGSPROZEß VON DEN ELTERN</b>	<b>47</b>
6.1	Bereiche und Phasen der Ablösung	47
6.2	Der Ablösungsprozeß als familiäre Reifungskrise	48
6.3	Faktoren für einen positiven Verlauf der Ablösung	49
6.4	Faktoren für einen negativen Verlauf der Ablösung	50
6.5	Zusammenfassung	50
<b>7</b>	<b>DIE BEZIEHUNGEN DER JUGENDLICHEN ZU GLEICHALTRIGEN</b>	<b>52</b>
7.1	<b>Gleichaltrigengruppen</b>	<b>52</b>
7.1.1	Bedeutungen und Funktionen der Peer group	52
7.1.2	Beziehungsformen in Gleichaltrigengruppen	53
7.1.3	Integrationsgrad von Jugendlichen in Gleichaltrigengruppen	53
7.2	<b>Der beste Freund/die beste Freundin</b>	<b>54</b>
7.3	<b>Peer-Beziehungen und das Verhältnis Jugendlicher zu ihren Eltern</b>	<b>54</b>
7.3.1	Komplementarität versus Konkurrenz	54
7.3.2	Freizeitaktivitäten mit Eltern oder Peers	55
7.3.3	Negative Einflüsse der Peer group	56
7.4	Zusammenfassung	56
<b>8</b>	<b>DIE AUFNAHME GEGENGESCHLECHTLICHER BEZIEHUNGEN</b>	<b>57</b>
8.1	Jugend und Sexualität	57
8.2	Gegengeschlechtliche Beziehungen in der Frühadoleszenz	58

<b>8.3</b>	<b>Der Einfluß der Kontaktaufnahme zum anderen Geschlecht auf die Beziehungen zwischen Eltern und Jugendlichen</b>	<b>58</b>
8.3.1	Eltern als Gesprächspartner in sexuellen Belangen	58
8.3.2	Gegengeschlechtliche Beziehungen als Konfliktbereich	59
8.3.3	Geschlechtsspezifische Unterschiede	60
<b>8.4</b>	<b>Zusammenfassung</b>	<b>60</b>
<b>9</b>	<b>FREIZEIT</b>	<b>62</b>
<b>9.1</b>	<b>Freizeitbeschäftigungen von Jugendlichen</b>	<b>62</b>
<b>9.2</b>	<b>Jugendfreizeit als Konsumfreizeit</b>	<b>63</b>
9.2.1	Verwendung des Taschengeldes	63
<b>9.3</b>	<b>Jugendfreizeit als Medienfreizeit</b>	<b>64</b>
9.3.1	Ausmaß des Medienkonsums Jugendlicher	64
9.3.2	Auswirkungen des Medienkonsums auf die Beziehung zwischen Eltern und Jugendlichen	64
<b>9.4</b>	<b>Zusammenfassung</b>	<b>65</b>
<b>10</b>	<b>SCHULE UND AUSBILDUNG</b>	<b>66</b>
<b>10.1</b>	<b>Die Bedeutung der Schule im Leben Jugendlicher</b>	<b>66</b>
<b>10.2</b>	<b>Einstellungen Jugendlicher zur Schule</b>	<b>66</b>
<b>10.3</b>	<b>Erwartungen der Eltern an die Schule</b>	<b>66</b>
<b>10.4</b>	<b>Schulleistungen als Konfliktursache zwischen Eltern und Jugendlichen</b>	<b>67</b>
<b>10.5</b>	<b>Wissensgefälle und Bildungsumkehr</b>	<b>68</b>
<b>10.6</b>	<b>Zusammenfassung</b>	<b>69</b>
<b>11</b>	<b>ENTWICKLUNGSAUFGABEN VON FAMILIEN MIT PUBERTIERENDEN - SCHLUßFOLGERUNGEN AUS DER EINSCHLÄGIGEN LITERATUR</b>	<b>70</b>
<b>12</b>	<b>LITERATUR</b>	<b>72</b>

## 1.1 Historische Entwicklung

Das Phänomen „Jugend“ ist relativ jung. Im historischen Verlauf kam es, ausgehend von den bürgerlichen Schichten, zunächst zu einer gesellschaftlichen Abgrenzung der Lebensphase „Kindheit“ von jener des Erwachsenseins (Ariès 1975). Erst um die Jahrhundertwende wurde diese Lebensphase dann in eine frühe und eine späte Phase aufgegliedert und die späte Phase als „Jugend“ bezeichnet (Hornstein 1989; Mitterauer 1986). Diese allmähliche Ausdifferenzierung der Generationen führt Hurrelmann (1994, S. 29) zurück auf den fortschreitenden Prozeß der Industrialisierung und seine Begleitphänomene im ökonomischen, politischen, kulturellen und sozialen Bereich.

In den 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde die Jugendphase als Übergangsmoratorium betrachtet, d.h. als Lebensabschnitt mit relativ wenig sozialem und kulturellem Eigengewicht, als transitorische Einstiegsphase in die berufliche und familiäre Erwachsenenlaufbahn. Im Gegensatz zu dieser Betrachtungsweise der Jugend als *Übergangsmoratorium* hat sich heute für die Jugend in Nord- und Westeuropa ein *Bildungsmoratorium* herausgebildet, das einen relativ eigenständigen Lebensabschnitt mit einer spezifischen Lebensweise, kulturellen Formen und politisch-gesellschaftlichen Orientierungsmustern darstellt (Behnken & Zinnecker 1991; Schröder 1995).

Krüger (1991) hält dem entgegen, daß der Moratoriumsbegriff im Sinne Eriksons (1974) an sich die Lebensphase Jugend nicht adäquat beschreiben würde, da die Jugendzeit nur mehr partiell eine Schon- und Erprobungsphase, eine Zeit der Freiräume und des Experimentierens, wie es Eriksons Modell impliziert, sei. Vielmehr sei sie *„eine Phase schulischer Lernarbeit und schulischen Leistungsdrucks und eine Lebensphase, die zunehmend durch den zusätzlichen Zwang zu außerschulischen Freizeitkarrieren bestimmt wird.“* (Krüger 1991, S. 217).

## 1.2 Merkmale der „modernen“ Jugendphase

Weitgehende Übereinstimmung besteht in der Literatur über folgende Inhalte bzw. Merkmale der modernen Jugendphase in den 80er und 90er Jahren unseres Jahrhunderts:

- Jugend wird nicht mehr als bloßes Übergangsstadium zwischen Kindheit und Erwachsensein betrachtet, sondern als eine eigene biografische Lebensphase, welcher eine eigenständige Bedeutung im menschlichen Lebenslauf zugesprochen wird (Behnken & Zinnecker 1991; Brusten & Malinowski 1989; Markefka 1989; Schröder 1995).
- Trotz der Konzeption von „Jugend“ als eigenständiger Lebensphase kann nicht von „der“ Jugend gesprochen werden, sondern eher von einer „Generationsgestalt“ von Jugend (vgl. zu diesem Konzept Hurrelmann 1994 sowie Nave-Herz 1989a), welche nach verschiedenen Kriterien unterteilt werden kann (Schäfers 1982, S. 20f): klassen- und schichtspezifisch, nach dem Sozialstatus, nach sozialen Problemgruppen, siedlungstypologisch, nach Organisationsformen, nach subkulturellen Merkmalen, nach dominanten Verhaltensbereichen etc.
- Es läßt sich seit den 50er Jahren eine zeitliche Ausweitung der Jugendphase feststellen. Die Ursachen dafür werden einerseits in den verlängerten Ausbildungszeiten, verbunden mit einem späteren Eintritt ins Beschäftigungssystem (Krüger 1991; Pikowsky & Hofer 1992), andererseits im früheren Erreichen physiologisch-geschlechtlicher Entwicklungsmerkmale (säkulare Akzeleration) (Baacke 1991; Pikowsky & Hofer 1992), gesehen.
- Als kennzeichnend für die moderne Jugendphase wird weiters die frühe soziokulturelle Selbständigkeit (politische Partizipation, wirtschaftlich-konsumistische Partizipation), ver-

bunden mit einem späten Erreichen sozioökonomischer Selbständigkeit (Erwerbstätigkeit, Gründung einer eigenen Familie) betrachtet (Hurrelmann 1994; Schröder 1995).

- Die früher einheitliche Statuspassage Jugend zerfällt und wird in eine Vielzahl subsystemspezifischer Übergangsphasen zerlegt. Die einzelnen Bereiche, in denen Jugendliche heute aufwachsen, bilden demnach teilsystemspezifische Charakteristika heraus und sind immer weniger aufeinander bezogen. Familie, Schule und Peers treten als weitgehend separierte Sozialisationsinstanzen auf. Die Anforderungen nehmen dabei in allen Bereichen der jugendlichen Lebenswelt zu und entwickeln sich gleichzeitig inhaltlich immer stärker auseinander (Hornstein 1989; Schröder 1995). Kohli (1985) spricht in diesem Zusammenhang von einer Destandardisierung von Lebenslaufmustern.

### 1.3 Abgrenzungen und Begriffsbestimmungen

Die Jugend wird in einer doppelt negativen Abgrenzung häufig verstanden als Lebensabschnitt, in dem auf den Heranwachsenden der Begriff „Kind“ im entwicklungspsychologischen Sinn nicht mehr zutreffend ist und jener des „Erwachsenen“ noch nicht zutrifft (Markafka 1989; Stary 1989).

Die Pubertät wird im allgemeinen als eine Phase betrachtet, in welcher der/die Heranwachsende besonders einschneidende physiologisch-biologische Veränderungen durchmacht (Geschlechtsreife) und im Zusammenhang dieser Erfahrungen die allmähliche Ablösung vom Elternhaus intensiviert. Es handelt sich dabei um eine längere und differenzierte Phase mit zeitlich offenen Grenzen. Der Beginn der körperlichen Veränderungen ist etwa ab 10 bis 11 Jahren festzustellen, und zwar bei Mädchen früher als bei Burschen (vgl. Kapitel 2.1).

Als Adoleszenz wird die längergestreckte Phase bezeichnet, in welcher die emotionalen und sozialen Folgen der puberalen Entwicklung bewältigt werden (Baacke 1991).

#### 1.3.1 Psychologische und soziologische Abgrenzungskriterien

Die Lebensphase Jugend wird sowohl nach psychologischen als auch nach soziologischen Kriterien abgegrenzt, und zwar einerseits von der Kindheit, andererseits vom Erwachsenenalter.

Als *psychologisches Kriterium* für die Abgrenzung zwischen Kind und Jugendlichem wird der Eintritt der Geschlechtsreife in der Pubertät betrachtet. Das Jugendalter unterscheidet sich vom Kindheitsalter „durch eine völlig andere körperliche, physiologische und seelische *‘innere Realität’*, die auf eine veränderte soziale *‘äußere Realität’* trifft. [...] Beide Bereiche zusammen stellen neuartige Anforderungen an das persönliche Verhalten.“ (Hurrelmann 1994, S. 32). Vom Erwachsenenalter wird aus psychologischer Sicht dann gesprochen, wenn die unterschiedlichen Entwicklungsaufgaben des Jugendalters (vgl. Kapitel 2.2.1) bewältigt wurden.

In der *soziologischen* Betrachtung wird die Jugendphase als der entscheidende Lebensabschnitt definiert, in dem die in der Kindheit bereits erworbenen individuellen Fertigkeiten so weiterentwickelt werden, daß die für die Übernahme der späteren Erwachsenenrolle wesentlichen Kompetenzen erworben werden können (Hurrelmann 1994). Der Übergang vom Kind zum Jugendlichen wird dabei als Statuspassage (Übergang von einer sozialen Position in eine andere) betrachtet, ebenso wie der Übergang vom Jugendlichen zum Erwachsenen. Kennzeichnend für die modernen Industriegesellschaften ist, daß diese Statusübergänge nicht eindeutig definiert und zeitlich fixiert sind. Es fehlt auch weitgehend an symbolischen Unterstreichungen dieser jeweiligen Übergänge durch zeremonielle und gesellschaftliche Riten. Daraus resultiert u.a. eine Zunahme biografischer Ungewißheit in der Lebensplanung Jugendlicher (Schröder 1995).



### 1.3.2 Die Problematik des Lebensalters als Abgrenzungskriterium

Der Eintritt in und der Austritt aus der Jugendphase kann nicht an ein bestimmtes Lebensalter gebunden werden; vielmehr ergeben sich individuell erhebliche Verschiebungen der Zeitpunkte des Übergangs in den einzelnen Teilpassagen (vgl. Kapitel 2.1).

Eine Abgrenzung der Jugendphase durch das „Alter in Jahren“ bietet sich zwar geradezu an, ignoriert aber die sozialstrukturellen Übergänge, die Veränderung sozialen Handelns und sozialer Erwartungshaltungen im Verlauf der Jugendphase. Überdies scheinen Altersnormen heute nicht mehr konstitutiv für die biografische Konstruktion des individuellen Lebenslaufs zu sein; Altersstufen und Altersgrenzen scheinen ihre normativ prägende Funktion als Zuordnung zu bestimmten Statuskonfigurationen verloren zu haben (Kohli 1985; Schröder 1995). Eine gewisse alltagspraktische Relevanz kann dem Lebensalter als Abgrenzungsmerkmal aber dennoch nicht abgesprochen werden.

Häufig werden die physiologischen Veränderungen während der Pubertät als Abgrenzungskriterium verwendet (Markefka 1989), wobei ein Alter von 12 bis 14 Jahren oftmals als Einschnitt betrachtet wird (Hurrelmann 1994). Kinderstudien konzentrierten sich bisher meist auf Personen bis zum 12. Lebensjahr, Jugendstudien hingegen häufig auf Personen ab dem 15. Lebensjahr, die Zeit dazwischen blieb vielfach unbeachtet. In neueren Studien wird hingegen auch auf Jugendliche in diesem „Forschungsvakuum“ zwischen 12 und 15 Jahren Bezug genommen, so z.B. in der österreichischen Erhebung von Kromer (1995), wo 11- bis 14jährige Jugendliche untersucht wurden, in der Studie von Büchner, Fuhs & Krüger (1996), wo 10- bis 15jährige befragt wurden und in der Längsschnittuntersuchung von Fend (1990), der Jugendliche im Alter von 12 bis 16 befragte.

In verschiedenen empirischen Erhebungen werden die Altersgrenzen sehr unterschiedlich gesetzt. So werden zum Beispiel unter dem Etikett der „Jugendstudie“ 10- bis 15jährige (Büchner, Fuhs & Krüger 1996), 12- bis 16jährige (Engel & Hurrelmann 1989, 1994) oder 13- bis 18jährige untersucht (Baacke 1991; Büchner & Krüger 1991), aber auch 15- bis 19jährige (Burger & Seidenspinner 1988), 15- bis 24jährige (Schröder 1995) oder 17- bis 21jährige (Mansel & Hurrelmann 1991). Die Kriterien der jeweiligen Festlegung von Altersgrenzen werden häufig nur unzureichend expliziert und sind kaum nachvollziehbar.

Das Fehlen eindeutiger Abgrenzungskriterien, die eine klare und einheitliche Altersgrenze nach unten zu den Kindern und nach oben zu den Erwachsenen begründen, ist einigermaßen problematisch. Das 11. (Kromer 1995) bzw. 12. Lebensjahr (Engel & Hurrelmann 1989, 1994; Fend 1990; Oswald & Boll 1992; Storch 1994) und das 29. Lebensjahr sind meist die äußersten Bezugspunkte der Jugendzeit (Jugendwerk der Deutschen Shell 1992), innerhalb derer ein Großteil der empirischen Jugenduntersuchungen angesiedelt ist, aber *„innerhalb dieses Toleranzbereichs steht es den Forschern gleichsam frei, Altersgruppen ‘Jugend’ als Gesamtheit junger Menschen für eigene Forschungsvorhaben zu bestimmen. [...] Nach wie vor herrscht pragmatische Willkür. Es werden höchst unterschiedliche Populationen untersucht, aber es liegt kein gemeinsamer Gegenstand vor, sodaß Jugend ein ‘unvergleichbarer’ Gegenstand bleibt.“* (Markefka 1989, S. 28).

Der Jugendbegriff bezieht sich in der vorliegenden Arbeit auf die Phase der Frühadulenz zwischen 13 und 15 Jahren; allerdings werden aufgrund der uneinheitlichen Festlegung der Altersgrenzen in unterschiedlichen empirischen Studien und theoretischen Abhandlungen auch daran angrenzende Altersgruppen berücksichtigt.

## 1.4 Zusammenfassung

**Jugend wird heute nicht mehr, wie noch in den 50er und 60er Jahren, als bloßes Übergangsstadium zwischen Kindheit und Erwachsensein, sondern als eigene biografische Lebensphase verstanden (Behnken & Zinnecker 1991; Brusten & Malinowski**

1989; Markefka 1989; Schröder 1995). Jugend als homogenes soziales Gebilde ist dennoch nicht existent, sondern muß nach unterschiedlichen Kriterien differenziert werden (Schäfers 1982). Seit den 50er Jahren unseres Jahrhunderts wird eine zeitliche Ausweitung der Jugendphase, gekennzeichnet durch frühe soziokulturelle Selbständigkeit und späte ökonomische Selbständigkeit, sichtbar (Baacke 1991; Hurrelmann 1994; Krüger 1991; Pikowsky & Hofer 1992; Schröder 1995). Weiters ist ein Zerfallen der früher einheitlichen Statuspassage Jugend in eine Vielzahl subsystemspezifischer Übergangsphasen festzustellen (Hornstein 1989; Schröder 1995).

Für die Abgrenzung der Jugendphase einerseits von der Kindheit, andererseits vom Erwachsenenalter wird von der Psychologie das Kriterium der körperlichen Veränderungen in der Pubertät sowie die Bewältigung unterschiedlicher Entwicklungsaufgaben als zentral erachtet. Die Soziologie hingegen betrachtet die jeweiligen Übergänge als Statuspassagen, die nicht eindeutig definiert und zeitlich fixiert sind und so zu biografischen Ungewißheiten führen können (Hurrelmann 1994; Schröder 1995).

Trotz einer gewissen alltagspraktischen Relevanz ist das Alter Jugendlicher als problematisches Abgrenzungskriterium zu betrachten, weil in verschiedenen empirischen Jugenduntersuchungen die Grenzen äußerst willkürlich gezogen werden und sich dadurch unter dem Begriff der „Jugendstudie“ sehr unterschiedliche Untersuchungspopulationen ergeben, die vom 10. bis zum 29. Lebensjahr reichen.

In der vorliegenden Arbeit bezieht sich der Begriff „Jugendliche/r“ auf die Phase zwischen 13 und 15 Jahren.

## **2 Die physische und psychische Entwicklung Jugendlicher**

### **2.1 Die physische Entwicklung**

Die körperlichen Veränderungen in der Pubertät sind so umfassend, daß sie keineswegs nur mit den Veränderungen der Sexualfunktion gleichgesetzt werden können. Sie betreffen vor allem die Bereiche Größenwachstum (puberaler Wachstumsschub), Veränderung der Körperform (Veränderung von Extremitätenknochen, Muskeln und Fettverteilung), Entwicklung der Genitalien und der sekundären Geschlechtsmerkmale (Wehner & Zenz 1992).

Der puberale Wachstumsschub beginnt im allgemeinen bei Mädchen im Alter von etwa 10,5 Jahren, bei Jungen 2 Jahre später, also etwa mit 12,5 Jahren, und ist ca. drei Jahre später am Höhepunkt (Wehner & Zenz 1992). Die physiologisch-geschlechtliche Entwicklung ist in der Regel mit 17 bis 18 Jahren beendet (Ewert 1989; Baacke 1991).

Die Geschlechtsreife hat sich in den letzten 40 Jahren etwa um 2 Jahre vorverlegt, bei Mädchen vom 15. auf den 13. Geburtstag bzw. kurz davor (Fend 1990, S. 138). Eine Vorverlagerung der Menarche ist seit dem letzten Jahrhundert zu bemerken (Ewert 1989). Der Anteil jener Mädchen, welche die Menarche schon erlebt haben, steigt bei einer Befragung von 10- bis 13jährigen von rund 1% bei den 10jährigen auf über 60% bei den 13jährigen Mädchen (Zinnecker & Silbereisen 1996, S. 152). Es zeigen sich weiters deutliche geschlechtsspezifische Entwicklungsunterschiede im Sinn eines „Entwicklungsvorsprungs“ der Mädchen gegenüber den Jungen um etwa zwei Jahre.

Unter den zahlreichen Folgen der körperlichen Veränderungen für die psychische Befindlichkeit Jugendlicher werden vor allem genannt (Baacke 1991; Kromer 1995):

- Der/die Adoleszente wird sich seines/ihres Körpers bewußt und entwickelt eine höhere Sensibilität für die eigene Körperlichkeit.

- Es entsteht häufig eine große Verletzlichkeit, ein Verbergen darin und ein schnelles Sich-Zurückziehen oder aggressive Verhaltenszüge.
- Die plötzliche Veränderung im Erscheinungsbild kann zum Zweifel an sich selbst führen. Die Akzeptanz des eigenen Körpers ist für pubertierende Mädchen deutlich schwieriger als für Jungen. Sie fühlen sich häufiger unattraktiv und können, gemessen am vorherrschenden Schönheitsideal der „Schlankheit“, ihre sich entwickelnden weiblichen Formen oftmals nur schwer akzeptieren, was sich auch schon bei den 11- bis 14jährigen deutlich zeigt (Kromer 1995, S. 30).
- Die genitale Reifung zwingt Jugendliche, die Beziehungen zu Eltern und Geschwistern, aber auch zur Umwelt, neu zu definieren. Die Schamgrenzen werden vorverlegt, und es entsteht ein körperlicher Intimbereich.

Nicht unwesentlich für das körperliche Wohlbefinden Jugendlicher dürfte die Beziehung zu ihren Eltern sein. Baur-Göldner (1992) fand in einer Untersuchung von 10-15jährigen Jugendlichen und ihren Eltern eine signifikante Beziehung zwischen Körperbeschwerden und der Ablehnung des Kindes durch die Eltern, wobei Mädchen stärker mit körperlichen Wohlbefindlichkeitsstörungen auf Ablehnung durch die Eltern reagieren als Jungen.

### 2.1.1 Interindividuelle Variation des Entwicklungstempos: Früh- und SpätentwicklerInnen

Die physische Entwicklung Jugendlicher erfolgt in individuell sehr unterschiedlichem Tempo (asynchrone Akzeleration). So erleben zum Beispiel etwa zwei Drittel der Mädchen die Menarche im Alter von 12 bis 13 Jahren, ein Sechstel hingegen schon mit 11 Jahren oder früher bzw. erst mit 14 Jahren (Jugendwerk der Deutschen Shell 1992/2, S. 171). Largo (1987) kommt in einer umfassenden Schweizer Untersuchung zum Ergebnis, daß der Eintritt der Menarche um bis zu sechs Jahre variieren kann. Die Variation in der Entwicklung der Geschlechtsreife und des Körperwachstums ist insbesondere bei Jungen sehr groß; manche haben ihr körperliches Wachstum schon abgeschlossen, während es bei anderen noch kaum begonnen hat (Fend 1990, S. 138). Die größten Abstände in der Entwicklung finden sich zwischen weiblichen „Frühentwicklerinnen“ und männlichen „Spätentwicklern“ (Tillmann 1992).

Es liegt nahe, zu vermuten, daß es einen großen Einfluß auf die psychische Befindlichkeit hat, ob sich jemand bei der Mehrheit befindet oder in der Minderheit ist, d.h. in der körperlichen Entwicklung entweder sehr früh oder sehr spät dran ist. Neugarten (1978) hat dazu die These entwickelt, daß Ereignisse, die (unter einer normativen Perspektive) zu früh oder zu spät auftreten, zu Krisen führen können.

Stattin & Magnusson (1990) weisen nach, daß es auch Folgen für das Sozialverhalten hat, deutlich früher als Altersgleiche die Pubertät zu durchlaufen. Hat beispielsweise ein Mädchen früher als andere die erste Regel, so neigt es dazu, auch früher Verhaltensweisen zu zeigen, die ansonsten erst später auftreten, wie erste Flirts oder nächtliche Discothekenbesuche (Zinnecker & Silbereisen 1996, S. 147).

Was die emotionale Verarbeitung von Früh- bzw. Spätentwicklung betrifft, zeigt sich eine Asymmetrie zwischen den Geschlechtern: Besonders für Mädchen scheint es von großer Bedeutung zu sein, wie sie sich im Vergleich zur Altersgruppe entwickeln. Frühentwickelte Jungen scheinen weniger Probleme zu haben, während sich die Lage der frühentwickelten Mädchen negativer darstellt.

Die Akzeleration erweist sich für die männlichen Jugendlichen durchwegs als eher vorteilhaft (größeres Selbstbewußtsein, ausgeglichene Verhaltensweisen), die Retardation hingegen als durchwegs nachteilig (Probleme mit dem Körper und der sozialen Umwelt). Peterson & Crockett (1985) stellten fest, daß ehemals Akzelerierte auch im Alter von 30 Jahren noch durch größere Dominanz hervortreten, beruflich erfolgreicher sind und eher so-

ziale Verantwortung übernehmen; ehemals Retardierte hingegen seien empfindlicher, leichter reizbar, sensibler und werden häufig als nach Aufmerksamkeit heischend beschrieben (Jugendwerk der Deutschen Shell 1992/2, S. 171ff).

Bei den Mädchen kann sich die Spätentwicklung dann als positiv für die Selbstwahrnehmung erweisen, wenn die körperliche Erscheinung der Mädchen dem Klischee der Schlankheit entspricht (Fend 1990; Hurrelmann 1994). Besorgnisse und Verstimmungen unter frühentwickelten Mädchen sind umso ausgeprägter, je mehr sie sich einem auf Schlankheit gegründeten Schönheitsideal verpflichtet sehen (Dornbusch et al. 1994).

Fend (1990) eruiert in seiner Untersuchung von 12- bis 16jährigen, daß Frühentwicklung stark mit einer Distanzierung von Leistungs- und Disziplinierwartungen verbunden ist. Demnach verweist die Frühentwicklung auf einen problematischen Entwicklungspfad, wobei die Hauptproblematik darin liege, „daß die Frühentwickler das ‘Gute der Kindheit’ zu früh ablegen und das ‘Schlechte des Erwachsenseins’ zu schnell ergreifen.“ (Fend 1990, S. 231).

## 2.2 Die psychische Entwicklung

Das Jugendalter ist durch eine Vielzahl psychosozialer Veränderungen gekennzeichnet. Trotz der damit verbundenen Neuorientierungen verläuft aber für die Mehrzahl der Jugendlichen der Altersabschnitt zwischen Kindheit und Erwachsenenalter ohne große Störungen. Für einige sind jedoch die Veränderungen und Anforderungen der Jugendzeit nicht problemlos in einer zufriedenstellenden Weise in das eigene Leben integrierbar, was sich in psychischen Auffälligkeiten wie Depressionen, Frustration und Antriebslosigkeit äußern kann (Zinnecker & Silbereisen 1996, S. 371).

### 2.2.1 Das Konzept der Entwicklungsaufgaben

In den 80er Jahren wurde das Jugendalter vorrangig als krisenhafte Phase, als eine Zeit von „*storm and stress*“ (Gecas & Seff 1991, S. 209) betrachtet, was u.a. auf die Untersuchungspopulationen psychoanalytischer und klinischer Studien zurückzuführen ist. Heute hingegen wird das Jugendalter nicht mehr überwiegend unter dem Aspekt der Krise gesehen (Coleman 1989, S. 44). Die „*in der Belletristik und in der Sachliteratur oft geschilderte Dramatik eines seelischen Umbruchs in der Pubertät*“ (Terpeluk 1992, S. 70) kann heute kaum mehr bestätigt werden. Vielmehr wird betont, daß für einen Großteil der Jugendlichen die Beziehung zu den Eltern eher Harmonie als Konflikt widerspiegeln würde, daß große Übereinstimmungen mit den Eltern bestehen würden und es auch keine auffallenden Selbstwertstörungen gäbe. Trotzdem warnen Gecas & Seff (1991, S. 210) davor, heute umgekehrt das Ausmaß der Harmonie in innerfamilialen Beziehungen und in der individuellen Entwicklung während der Adoleszenz überzubewerten.

Das Leitthema der Jugendforschung ist heute nicht mehr die Störung des Gleichgewichts, welcher der/die Jugendliche - vermeintlich passiv - ausgesetzt ist, sondern „*die aktive, konstruktive und positive Auseinandersetzung mit Entwicklungsaufgaben; das ‘Störreizmodell’ wurde durch ein ‘Entwicklungsreizmodell’ ersetzt.*“ (Mattejat 1993, S. 59).

Das hier angesprochene Konzept der Entwicklungsaufgaben geht zurück auf Havighurst (1951), der Entwicklungsaufgaben als psychisch und sozial vorgegebene Anforderungen versteht, die an Personen in einem bestimmten Lebensabschnitt gestellt werden und sich aus biologischer Reife, kulturellen und gesellschaftlichen Erwartungen und Anforderungen sowie aus individuellen Zielsetzungen und Wertorientierungen ableiten. Die für die Jugendphase typischen Entwicklungsphasen lassen sich in vier große Entwicklungsbereiche gliedern (Hurrelmann 1994):

1. Entwicklung einer intellektuellen und sozialen Kompetenz;

2. Entwicklung der eigenen Geschlechtsrolle und des sozialen Bindungsverhaltens zu Gleichaltrigen des anderen Geschlechts;
3. Entwicklung eigener Handlungsmuster für die Nutzung des Konsumwarenmarktes und des Freizeitmarktes einschließlich der Medien; Entwicklung eines eigenen Lebensstils;
4. Entwicklung eines Werte- und Normensystems und eines ethnischen und politischen Bewußtseins, das mit dem eigenen Verhalten und Handeln in Übereinstimmung steht; verantwortliche Übernahme von gesellschaftlichen Partizipationsrollen im kulturellen und politischen Raum.

Lenz (1990) geht über das ursprüngliche Konzept von Havighurst hinaus und nennt als zentrale Entwicklungsaufgaben für die Jugendphase im einzelnen: Umstrukturierung des sozialen Netzwerks, Übernahme der Geschlechtsidentität und Aufnahme heterosexueller Beziehungen, Erwerb von Qualifikationen, Ausformung eines relativ stabilen Selbstkonzepts, Entwurf eines Lebensplans.

Als wesentlich für die positive Bewältigung altersspezifischer Entwicklungsaufgaben werden neben der produktiven Anpassung des Individuums an Anforderungen vor allem die personalen Verhältnisse (Ich-Stärke, soziokognitive Kompetenzen) und die sozialen Stützsysteme (Eltern, Gleichaltrige, Freunde, Verwandte) betrachtet (Fend 1990, S. 16f).

Entwicklungspsychologische Ansätze kommen zu dem Schluß, daß Jugendliche im Vergleich zu Erwachsenen in einer größeren Unsicherheit stehen würden, weil sie sich einer größeren Anzahl von Entwicklungsaufgaben gegenübersehen. Dennoch wird die Mehrzahl der Jugendlichen mit den Herausforderungen gut fertig.

Coleman (1984, 1989) führt dies aufgrund der Ergebnisse einer Studie an Jugendlichen beiderlei Geschlechts im Alter von 11, 13, 15 und 17 Jahren darauf zurück, daß die Jugendlichen die anstehenden Aufgaben nicht gleichzeitig zu bewältigen versuchen, sondern eine Reihenfolge einhalten bzw. in der Lage sind, eine Sequenzierung der zentralen im Vordergrund stehenden Entwicklungsaufgaben vorzunehmen (Fend 1990, S. 151). Der Fokus des Interesses und der Beschäftigung liege jeweils auf einer bestimmten Entwicklungsaufgabe. Ist diese bearbeitet, wenden sich Jugendliche der nächsten zu („Fokussierungs“- oder „Fokalstrategie“).

### 2.2.2 Die Ausbildung der Ich-Identität in der Adoleszenz

Ein Hauptmerkmal des Jugendalters ist die intensive Beschäftigung mit der und der Aufbau von einer eigenen Identität (Bohleber 1989; Buchmann 1989; Pikowsky & Hofer 1992). Von Identität kann nach Hurrelmann (1994) dann gesprochen werden, *„wenn ein junger Mensch über verschiedene Handlungssituationen und über unterschiedliche lebensgeschichtliche Einzelschritte der Entwicklung hinweg eine Kontinuität des Selbsterlebens wahr.“* (Hurrelmann 1994, S. 36). Hierzu müssen die Fähigkeiten der Selbstwahrnehmung, der Selbstbewertung und der Selbstreflexion entwickelt sein.

In der adoleszenztheoretischen Forschungstradition spielt die Familie insofern eine zentrale Rolle, als in der frühen Eltern-Kind-(bzw. Mutter-Kind-)Beziehung die Grundqualifikationen von Ich-Identität angelegt werden. Beispielhaft hierfür ist das Modell Eriksons (1974), das über Urvertrauen, Autonomie und Initiative zur Ich-Identität in der Adoleszenz führt.

Nach Erikson (1974) ist die kognitive Entwicklung im Jugendalter zum ersten Mal so weit fortgeschritten, daß sich Jugendliche gefühlsmäßig und intellektuell als selbständig verstehen und wahrnehmen können. Deshalb würde sich die „Identitätskrise“ auch in dieser Lebensphase besonders zuspitzen. Die Identitätsbildung könne nur gelingen, wenn alle Entwicklungsaufgaben des Jugendalters gelöst werden, und zwar nicht isoliert voneinander, sondern aufeinander bezogen.

Ich-Identität entfaltet sich in einer meist krisenhaften Auseinandersetzung mit der inneren Natur, dem kulturellen Wertsystem und der äußeren Umwelt. Bisher unhinterfragt übernommene Werte und Normen, aber auch Beziehungen, z.B. jene zu den Eltern, werden grundsätzlich in Frage gestellt und gleichsam neu konstruiert. Als zentraler Mechanismus in diesem Prozeß gilt die Fähigkeit des Jugendlichen, sich von den Eltern ablösen zu können und ein von den Familienbindungen unabhängiges Selbstbild zu konstruieren.

### *2.2.2.1 Die Bedeutung anderer für die Entwicklung der Ich-Identität*

Youniss (1983) kritisiert, daß die Forschung lange davon ausgegangen sei, daß der/die Adoleszente sich aufgrund selbstreflexiver und selbstbestimmter Mechanismen außerhalb der Eltern-Kind-Beziehung zum Individuum entwickle („stone face“-Theorie). Die Funktion anderer oder der Familie würde lediglich darin gesehen, dem/der Adoleszenten Gelegenheit für seine/ihre Diskrepanzerlebnisse zu verschaffen, die ein Ungleichgewicht in ihm hervorrufen und somit das Selbst zu einer internen Reflexion zwingen. Diese psychologische Konstruktion negiert die soziologische Sichtweise, daß eine autonome Persönlichkeitsstruktur sich nicht außerhalb der Familie oder in Abgrenzung von ihr entwickelt, sondern in alltäglichen familialen Interaktionen entsteht (Schütze 1992, S. 339).

Auch aus Kegans (1986) Theorie der Entwicklung des Selbstsystems als ständiges Ausbalancieren zwischen eigenen Ansprüchen und Ansprüchen der anderen ergibt sich die Angewiesenheit der Adoleszenten auf andere Personen bei der Entwicklung eines autonomen Selbstsystems. So ist zum Beispiel die Peer group für die Entwicklung von Ich-Identität und die Lösung von Identitätskrisen in der Adoleszenz unentbehrlich (Oswald 1989).

Als wesentlich für die Bewältigung der Identitätsbildung im Jugendalter werden weiters in der neueren Forschung befriedigende Beziehungen zwischen allen Familienmitgliedern betrachtet, gekennzeichnet u.a. durch einfühlsames Verhalten, Verständnis, befriedigende Kommunikationsstrukturen, gute Kommunikationsfähigkeit, gegenseitiges Vertrauen sowie elterliche Unterstützung (Gecas & Seff 1991, S. 216; Hurrelmann 1994).

### 2.2.3 Selbstbewußtsein und Selbstwertgefühl Jugendlicher

Gecas & Seff (1991) stellen fest, daß sich das globale Selbstwertgefühl während der Adoleszenz kaum verschlechtert - allerdings würde sich der Inhalt des Selbstkonzepts verändern. So stellt z.B. Rosenberg (1986) einen Wandel des Selbstkonzepts Jugendlicher von objektiven Eigenschaften (äußere Erscheinung, Besitztümer) hin zu psychologischen Charakteristika (persönliche Qualitäten und Eigenschaften, Denkweisen, Überzeugungen) sowie eine Hinwendung von konkreten zu abstrakten Inhalten des Selbstkonzepts fest. Es gibt demnach also Umstrukturierungen im Selbstkonzept, doch verlaufen diese nur in Einzelfällen in dramatischer Weise.

Fend (1990) eruiert in einer Längsschnittuntersuchung von Jugendlichen im Alter von 12 bis 16 Jahren deutliche geschlechtsspezifische Unterschiede, wonach Mädchen weniger stabil zu sein scheinen als Jungen. Sie haben ein niedrigeres Selbstwertgefühl, ein negativeres Körperselbstbild, eine geringere Handlungskontrolle und größere Leistungsangst (Fend 1990, S. 86f; vgl. dazu auch die Resultate von Simmons & Blyth 1987). Diese Ergebnisse werden von Terpeluk (1992) bestätigt, der feststellt: Weibliche Jugendliche sind mit sich selbst unzufriedener und meinen, sich nicht so gut durchsetzen zu können. Sie sind ängstlicher, verletzlicher, geben mehr Entfremdungsgefühle an und reflektieren mehr über sich selbst als Jungen.

Weiters kann Fend (1990) für 12- bis 16jährige die These bestätigen, daß die Mädchen Entwicklungsprobleme eher somatisierend und nach innen, die eigene personale Wertschätzung betreffend, verarbeiten, während Jungen entsprechende Belastungen stärker externalisieren und in aggressivem und destruktivem Verhalten äußern.

## 2.3 Zusammenfassung

In der körperlichen Entwicklung im Verlauf der Pubertät zeigt sich ein Entwicklungsvorsprung der Mädchen gegenüber den Jungen um etwa zwei Jahre (Ewert 1989; Fend 1990; Wehner & Zenz 1992). Zahlreiche Auswirkungen der körperlichen Veränderungen auf die psychische Befindlichkeit Jugendlicher werden festgestellt, u.a. eine höhere Sensibilität für die eigene Körperlichkeit im Jugendalter sowie eine größere Verletzlichkeit, steigende Selbstzweifel vor allem bei Mädchen und eine Neudefinition der Beziehungen zur Umwelt (Baacke 1991; Kromer 1995).

Die körperliche Entwicklung Jugendlicher erfolgt in individuell sehr unterschiedlichem Tempo (Jugendwerk der Deutschen Shell 1992; Largo 1987), wobei sich die größten Entwicklungsunterschiede zwischen weiblichen „Frühentwicklerinnen“ und männlichen „Spätentwicklern“ finden (Tillmann 1992). Bezüglich der emotionalen Verarbeitung von Früh- bzw. Spätentwicklung zeigen sich für männliche Jugendliche positive Einflüsse bei Früh-, hingegen negative Entwicklungslinien bei Spätentwicklung (Fend 1990; Jugendwerk der Deutschen Shell 1992; Peterson & Crockett 1985). Für die Mädchen zeigen sich differenziertere Muster: Frühentwicklung wird häufig als belastend empfunden, während Spätentwicklung sich vor allem dann positiv auswirkt, wenn die körperliche Erscheinung der Mädchen dem Schlankheitsideal entspricht (Dornbusch et al. 1994; Fend 1990; Hurrelmann 1994).

Die psychische Befindlichkeit Jugendlicher wird heute nicht mehr vorrangig unter dem Aspekt der Krise gesehen. Vielmehr wird die Tatsache betont, daß sowohl die innerfamiliären Beziehungen als auch die individuelle Entwicklung für einen Großteil der Jugendlichen positiv verlaufen würden (Coleman 1989; Gecas & Seff 1991; Mattejat 1993).

Die psychische Entwicklung Jugendlicher wird vorrangig unter dem Aspekt der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben (Havighurst 1951) gesehen. Für Jugendliche ergeben sich als zentrale Aufgaben die Entwicklung von intellektueller und sozialer Kompetenz, die Entwicklung der eigenen Geschlechtsrolle und der Beziehungen zum anderen Geschlecht, die Entwicklung eines eigenen Lebensstils sowie die Entwicklung eines eigenen Werte- und Normensystems (Hurrelmann 1994; Lenz 1990). Obwohl Jugendliche einer Vielzahl von Entwicklungsaufgaben gegenüberstehen, ist eine positive Bewältigung derselben festzustellen, was Coleman (1974, 1989) im Sinne des „Fokalmodells“ darauf zurückführt, daß die Entwicklungsaufgaben nicht gleichzeitig, sondern nacheinander bearbeitet werden.

Eine zentrale Entwicklungsaufgabe, deren Bewältigung erst durch die kognitive Entwicklung im Jugendalter möglich scheint (Erikson 1974), ist der Aufbau einer eigenen Identität. Als zentraler Mechanismus im Erwerb der Ich-Identität gilt die Fähigkeit der Jugendlichen, sich von den Eltern ablösen zu können und ein von den Familienbindungen unabhängiges Selbstbild zu formulieren (Pikowsky & Hofer 1992). Wesentlich für die Bewältigung der Identitätsbildung sind weiters die Einbindung in die Peer group, sowie befriedigende Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern, gekennzeichnet u.a. durch einfühlsames Verhalten, befriedigende Kommunikationsstrukturen, gute Kommunikationsfähigkeit, gegenseitiges Vertrauen und Verständnis sowie elterliche Unterstützung (Gecas & Seff 1991; Hurrelmann 1994; Kegan 1986; Oswald 1989; Youniss 1983).

Das Selbstwertgefühl Jugendlicher scheint während der Adoleszenz relativ stabil zu bleiben (Gecas & Seff 1991), allerdings sind geschlechtsspezifische Unterschiede dahingehend feststellbar, daß Mädchen ein niedrigeres Selbstwertgefühl, ein negativeres Körperselbstbild und größere Leistungsangst haben als Jungen (Fend 1990; Simmons

**& Blyth 1987; Terpeluk 1992). Mädchen scheinen Entwicklungsprobleme eher somatisierend und nach innen zu verarbeiten, während Jungen Belastungen stärker externalisieren (Fend 1990).**



### 3 Jugendliche in der Familie

#### 3.1 Veränderungen im Eltern-Kind-Verhältnis

Bereits seit den 60er Jahren werden Veränderungstendenzen in der Eltern-Kind-Beziehung diskutiert. Die traditionell starke Verfügungsgewalt der Eltern über das Kind und die Betonung der kindlichen Folgsamkeit und Unterordnung werden abgelöst durch neue Erziehungsleitbilder wie Selbständigkeit des Kindes, zunehmende Liberalisierung und Demokratisierung der Machtbalancen zwischen Eltern und Kind sowie ein stärker „kindorientiertes“ Verhalten. Ein Wandel von traditionellen Erziehungszielen wie Ehrlichkeit, Sauberkeit und Gehorsam hin zu einer stärkeren Betonung von Selbständigkeit ist innerhalb der letzten 30 Jahre feststellbar (Schütze 1988; Nave-Herz 1994). In diesen Einstellungs- und Verhaltensänderungen begründet liegen die Emanzipation und tendenzielle Autonomie von Kindern und Jugendlichen gegenüber ihren Eltern sowie die Anerkennung von Kindern und Jugendlichen als eigenständige Individuen (Hurrelmann 1994, S. 139).

Neben den elterlichen Erziehungsleitbildern haben sich auch die Rollen von Müttern und Vätern verändert (Nave-Herz 1994, S. 30ff), und zwar einerseits durch die gestiegene Erwerbstätigkeit von Müttern, andererseits aber auch durch eine Veränderung väterlichen Verhaltens zumindest in bezug auf bestimmte Rollensegmente.

Festzustellen ist weiters eine stärkere Emotionalisierung des Eltern-Kind-Verhältnisses und veränderte Bedeutungen von Kindern. Kinder haben ihre noch im 19. Jahrhundert zentrale ökonomische Funktion für die Familie weitgehend verloren, ihr emotionaler Wert dagegen ist gestiegen. „Values of Children“-Studien (VOC-Studien) zeigen, daß umso stärker immaterielle Werte mit Kindern verbunden werden, je höher der technische Industrialisierungsgrad eines Landes ist (Nauck 1991). Von Kindern wird die Befriedigung emotionaler Bedürfnisse erwartet, sie sind zum Gegenstand der Sinnstiftung und Lebenserfüllung für die Eltern geworden (Nave-Herz 1994, S. 22ff). Das Kind als Quelle des elterlichen Glücks nimmt aufgrund seiner Funktion, emotionale Bedürfnisbefriedigung zu gewähren und Lebenssinn zu stiften, die zentrale Stellung in der Familie ein (Nauck 1991; Schröder 1995; Schütze 1988).

Für Kinder und Jugendliche ist die Familie nach wie vor jener Ort, der ihre Lebenschancen entscheidend mitbestimmt. *„Die spätere Lebenssituation junger Menschen wird durch das Aufwachsen in dieser familiären Wirklichkeit sowohl materiell wie auch geistig-seelisch in entscheidendem Ausmaß grundgelegt. [...] Der in dieser familiären Welt geschöpfte Vorrat an Erleben, Erfahrungen und Wissen prägt ein Leben lang.“* (Kromer 1995, S. 59).

#### 3.2 Jugendliche im Familienzyklus

Die Familie wird heute nicht als statisches, zeitlich unverändertes Gebilde betrachtet. Vorherrschend ist vielmehr eine familienzyklische Sichtweise, die davon ausgeht, daß sich das Sozialgebilde Familie *„über die Zeit hinweg ständig verändern muß, weil die Familienmitglieder in neue Lebensphasen eintreten und heranwachsende Kinder infolge ihrer zunehmenden Selbständigkeit das Verhältnis zu ihren Eltern immer wieder grundlegend umgestalten müssen.“* (Grundmann, Huinik & Krappmann 1994, S. 65). Die soziale Struktur der Familie ist also nicht kontinuierlich gleichbleibend, sondern wird aufgrund der Entwicklung und den sich verändernden Bedürfnissen ihrer Mitglieder sowie den sich daraus für das Miteinander ergebenden Anforderungen und Möglichkeiten modifiziert (Buddeberg-Fischer 1988, S. 110; Hofer 1992a, S. 3).

Die familiäre Karriere kann in unterschiedlich viele Abschnitte eingeteilt werden. Es findet sich in der Literatur sowohl eine Unterteilung in acht Stadien (Duvall & Miller 1985), nämlich:

verheiratete Paare ohne Kinder - Familien mit Kleinkindern - Familien mit Schulkindern - Familien mit Jugendlichen - Familien, die das älteste Kind entlassen - Familien mittleren Alters - Alter, als auch eine Unterteilung in folgende fünf Stadien (Nave-Herz 1994, S. 15ff): Heirat/Geburt des ersten Kindes - Familienphase - nachelterliche Phase - Tod des Ehemannes/Verwitwung - Tod der Ehefrau.

Die einzelnen Zyklen haben sich in ihrer Länge verschoben. Zeitlich ausgedehnt hat sich vor allem die nachelterliche Phase; die eigentliche Familienphase, d.h. die Zeit der Pflege und Versorgung von Kindern, hat sich dagegen verkürzt, was auf die geringere Kinderzahl pro Familie und die höhere Lebenserwartung der Menschen zurückzuführen ist und besonders das Leben der Frauen verändert hat (Nave-Herz 1994, S. 16). Nicht übersehen werden darf weiters die Begrenztheit des familienzyklischen Konzepts dahingehend, daß aufgrund der Pluralisierung familialer Lebensformen viele Familien nicht einer durchschnittlichen Familienkarriere folgen (vgl. Kapitel 4).

Auch die Familienstreßforschung stützt die Auffassung von der Familie als einem sich im zeitlichen Verlauf verändernden Gebilde. Die Gesamtbelastung steigt mit der Geburt des ersten Kindes an, erreicht nach einem Plateau in der Schulkindphase einen Höhepunkt in Familien mit älteren Jugendlichen und sinkt in den letzten Phasen stark ab. Krisen entstehen aus streßauslösenden Ereignissen (Stressoren) und veranlassen die Familienmitglieder zu Bewältigungsanstrengungen (Hofer 1992a).

Als besonders schwierig und kritisch werden die Übergangszeiten zwischen zwei Phasen betrachtet, welche in der Entwicklungspsychologie als familiäre Reifungskrisen bezeichnet werden und durch folgende Merkmale gekennzeichnet sind (Buddeberg-Fischer 1988, S. 110):

- Sie sind „Points of no return“, d.h. der vorangegangene Zustand ist nicht wiederherstellbar.
- Für alle Familienmitglieder besteht die Notwendigkeit zu handeln und Stellung zu beziehen.
- Einschränkungen und Verzichte müssen akzeptiert und in wichtigen Fragen Kompromisse gefunden werden.
- Häufig erhalten die Familienmitglieder für ihre Anstrengungen keine unmittelbare Anerkennung, und zwar weder von anderen Familienmitgliedern, noch von außen.

Mit dem Konzept des Familienzyklus oder der „Familienkarriere“ (Hofer 1992a) eng verbunden ist die Vorstellung von familialen Entwicklungsaufgaben, definiert als *„erwartbare Wachstumsverantwortlichkeiten, die eine Familie in einer gegebenen Entwicklungsstufe meistern muß, um die biologischen Bedürfnisse ihrer Mitglieder zu befriedigen, den kulturellen Erfordernissen gerecht zu werden und die Ansprüche und Werte ihrer Mitglieder zu erfüllen.“* (Hofer 1992a, S. 17). Als wesentlicher Aspekt familialer Leistungsfähigkeit wird die Fähigkeit der Familie betrachtet, eingetretene Problemsituationen, Belastungen und Konflikte zu bewältigen (Herlth 1989, S. 533). Familienentwicklungsaufgaben unterliegen ebenso stadienspezifischen Veränderungen wie individuelle Entwicklungsaufgaben.

Für Familien mit Jugendlichen werden folgende Entwicklungsaufgaben genannt: Ausbalancieren von mehr Freiheit und Verantwortlichkeiten für jugendliche Kinder, Aufrechterhaltung der familialen Stützungsfunktion, Sinnstiftung und Aufrechterhaltung der Motivation der Familienmitglieder (Pikowsky & Hofer 1992).

### 3.3 Die emotionale Qualität der Beziehung zwischen Eltern und Jugendlichen

#### 3.3.1 Die Veränderung der Bindung an die Eltern im Verlauf der Adoleszenz

In der Pubertät sind zahlreiche Veränderungen in der Eltern-Kind-Beziehung feststellbar: Die emotionale Distanz zwischen Eltern und Kindern scheint größer zu werden, die Offenheit der Kinder ihren Eltern gegenüber sinkt besonders bei der Diskussion persönlicher Probleme (Fend 1990, S. 100; siehe auch Kapitel 3.4), die Machtverhältnisse innerhalb der Familien verändern sich. Diese Veränderungen sind jedoch nicht gleichzusetzen mit einem oftmals postulierten Verzicht der Jugendlichen auf die Bindung an die Eltern oder die Familie (Storch 1994).

Peters (1986, S. 107ff) verweist auf drei Aspekte der Bindung von Jugendlichen an ihre Eltern, die sich im Lauf der Adoleszenz verändern: Qualität, Funktion und Frequenz. Das Bindungsverhalten in der Adoleszenz sei davon abhängig, *„ob es den Eltern gelingt, ihren Jugendlichen das Gefühl zu vermitteln, dann verfügbar zu sein, wenn die Jugendlichen es brauchen.“* (Peters 1986, S. 107).

Die Frequenz der Bindung verschiebt sich von dauernder personeller Präsenz hin zu selbstgewählten, punktuellen Kontakten; die Qualität verschiebt sich weg vom Primat der physischen Berührung hin zum Wichtigerwerden der „psychischen Berührung“ (Peters 1986). Storch (1994) betont für 12- bis 16jährige Jugendliche, daß sie in dieser Phase nicht mehr auf kindliche Art versorgt werden wollen, trotzdem brauchen sie aber Gespräche mit den Eltern und das Wissen, sich bei Problemen an sie wenden zu können. Die *Relevanz* der Bindungsdimension bleibt also nach diesen Ergebnissen in der Adoleszenz unverändert, es ändert sich lediglich das Bindungsverhalten (Storch 1994).

Die Familie und der Familienalltag bleiben zwar gewichtige Einflußfaktoren für das Alltagsleben der Jugendlichen (Büchner, Fuhs & Krüger 1996), allerdings entwickelt sich in der Adoleszenz eine neue Form der Beziehung, und die Verbundenheit erhält eine neue Qualität: Sie beruht nicht mehr so sehr auf einseitiger Autorität der Eltern als vielmehr auf gegenseitigem Respekt. Die kindlich-überhöhte Sichtweise von den Eltern weicht einer zunehmend realistischen, in der die Eltern als Personen mit je eigenen Stärken und Schwächen wahrgenommen werden (Pikowsky & Hofer 1992, S. 207): *„Wurden die Eltern vom kleinen Kind bedingungslos akzeptiert und idealisiert, so stürzt während der frühen Adoleszenz dieses idealisierte Elternbild in sich zusammen mit der Konsequenz, daß die Eltern nunmehr überkritisch gesehen werden. Erst in der späten Adoleszenz oder Postadoleszenz pendelt sich eine realistischere Wahrnehmung der Eltern ein.“* (Schütze 1992, S. 338)

Durchgängig wird festgestellt, daß in der hier fokussierten Altersgruppe das emotionale Verhältnis der Jugendlichen zur Mutter deutlich häufiger als gut bezeichnet wird als das Verhältnis zum Vater. Die Mutter wird wesentlich häufiger um Rat gefragt als der Vater, mit ihr können fast alle Probleme besprochen werden, sie ist die Bezugs- und Vertrauensperson, die emotionale Wärme und Trost spendet und für die Jugendlichen da ist (Engel & Hurrelmann 1994; Oswald 1989; Oswald & Boll 1992). Die Väter glänzen durch Abwesenheit bzw. sind häufig zu müde oder zu beschäftigt, um ihren Kindern Aufmerksamkeit zu widmen. Sie werden als eher streng und autoritär beschrieben, während die Mutter von einem Großteil der Jugendlichen als liebevoller und zärtlicher erlebt wird (Kromer 1995; Untersuchung von 11- bis 14jährigen). Andere Untersuchungsergebnisse deuten darauf hin, daß das Verhältnis zum gleichgeschlechtlichen Elternteil besser ist und dieser eher als Identifikationsmodell dient als der gegengeschlechtliche (Acock & Yang 1984; Kandel & Lesser 1972).

Die Forschungsergebnisse zum Bereich der schichtspezifischen Unterschiede in den Beziehungen zwischen Eltern und Jugendlichen sind nicht konsistent. Einerseits scheint in

höheren sozialen Schichten das Verhältnis zu den Eltern, und zwar zu beiden Elternteilen, häufiger als gut beurteilt zu werden (Oswald 1989). 15- bis 24jährige der unteren sozialen Schichten geben in einer Untersuchung von Schröder (1995) überproportional häufig an, ein schlechtes Verhältnis zu den Eltern, insbesondere zum Vater, zu haben. Dies wird damit erklärt, daß sich mit der Höhe der sozialen Herkunft auch liberalere Erziehungsvorstellungen finden (Schröder 1995).

Kromer (1995) kommt im Gegensatz dazu für 11- bis 14jährige österreichische Jugendliche zum Ergebnis, daß Mütter oder Väter mit Berufs- oder Fachschulabschluß einen partnerschaftlicheren Umgang mit ihren heranwachsenden Kindern pflegen als Eltern mit Pflichtschulabschluß, Matura oder Studienabschluß. Sie erklärt dies damit, daß Eltern mit höheren Bildungsabschlüssen auch höhere Leistungserwartungen an ihre Kinder stellen, gleichzeitig stärker von ihrem Beruf in Anspruch genommen sind und somit weniger Zeit für ihre Kinder haben. Bei Eltern mit Pflichtschulabschluß wird angenommen, daß sie noch eher traditionelle Erziehungsvorstellungen vertreten und der Anspruch, sich mit den Problemen ihrer Kinder auseinanderzusetzen, im Vergleich zu mittleren und höheren Bildungsschichten geringer ist.

### 3.3.2 Die Bedeutung einer positiven Beziehung zu den Eltern für die Entwicklung Jugendlicher

Die Bedeutung einer befriedigenden Beziehung zu den Eltern für das Wohlbefinden von Jugendlichen darf nicht unterschätzt werden (Büchner, Fuhs & Krüger 1996): Ein positives emotionales Klima in der Herkunftsfamilie unterstützt den Ablösungsprozeß von den Eltern (Schröder 1995) und beeinflusst auch die Art der individuellen Zukunftsorientierung der Jugendlichen: Jugendliche, die ihre Eltern als liebevoll und unterstützend erleben, sehen mit mehr Vertrauen und Hoffnung in die Zukunft und glauben eher an die persönliche Kontrolle der Zukunft (Heckhausen 1980; Neubauer 1989). Gecas & Seff (1991, S. 214) sehen einen kausalen Zusammenhang zwischen elterlicher Unterstützung und der Entwicklung der sozialen Kompetenzen der/des Jugendlichen.

Ein schlechtes Verhältnis zu den Eltern, fehlende Unterstützung und fehlende Intimität mit den Eltern stehen hingegen in Zusammenhang mit einer niedrigen Selbstwertschätzung der/des Jugendlichen, Delinquenz und Devianz (Gecas & Seff 1991). Es erhöht sich die Wahrscheinlichkeit des Abgleitens in die Kriminalität (Gove & Crutchfield 1982), die Wahrscheinlichkeit von Alkoholkonsum (Barnes 1986) steigt ebenso wie jene von Drogenkonsum (Tudor et al. 1980). Liedtke (1987) zeigt in einer Studie an 9- bis 14jährigen, daß Konfliktvermeidung, Behinderung der Entwicklung zur Autonomie und Einengung des Kindes die Wahrscheinlichkeit des Auftretens psychosomatischer Erkrankungen erhöht.

### 3.3.3 Inhalte und Entstehungsbedingungen einer positiven Eltern-Kind-Beziehung in der Adoleszenz

Olson (1989) entwickelte zur Beschreibung von ehelichen und familialen Systemen ein Modell, das folgende zwei Dimensionen enthält:

1. *Kohäsion*, verstanden als Ausmaß der emotionalen Bindungen zwischen den Familienmitgliedern und dem Ausmaß an individueller Autonomie, welches die einzelnen Familienmitglieder innerhalb des Familiensystems erleben. Sie wird durch die Extreme „enmeshment“ (hohe emotionale Bindung, geringe Autonomie) und „disengagement“ (geringe emotionale Bindung, hohe Autonomie) gekennzeichnet.
2. *Adaptabilität/Anpassung*, verstanden als Fähigkeit der Familie, in Abhängigkeit von situativen Aufgaben und entwicklungsmaßige Bedingungen ihre Machtstruktur, ihre Rollenbeziehungen und ihre Regeln zu ändern. Sie wird durch die Extreme Flexibilität auf der einen Seite und Stabilität auf der anderen Seite charakterisiert.

Es wird deutlich, daß balancierte Familien (das sind Familien mit mittleren Ausprägungen in den beiden Dimensionen) über mehr kommunikative Fähigkeiten verfügen und besser mit Belastungen fertig werden, die sich im Laufe der Familienentwicklung ergeben. Die Extremformen hingegen sind wenig förderlich für das Funktionieren von Familiensystemen (Storch 1994).

Schneewind (1991) differenziert drei Ausprägungen des Familienklimas: positiv-emotionales Familienklima (hohe Kohäsion und Expressivität, niedrige Konfliktneigung), stimulierendes Familienklima (hohe intellektuell-kulturelle und Freizeitorientierung) und normativ-autoritäres Familienklima (Leistungsorientiertheit, moral-religiöse Betonung, Organisation, Kontrolle). Er geht davon aus, daß *„ein ausgeprägtes familiäres Zusammengehörigkeitsgefühl, d.h. die Gewißheit, in der Familie angenommen zu sein und positive Beachtung zu finden, gepaart mit einer emotional offenen, kulturell anregenden und aktiv-unternehmungsfreudigen Familienatmosphäre bei gleichzeitig eher flexibler Regelhandhabung den günstigsten Beziehungskontext für die Entwicklung kindlicher Autonomie darstellt.“* (Schneewind 1991, S. 172).

Bezüglich der Inhalte einer positiven Beziehung zwischen Eltern und Jugendlichen kommt Storch (1994) in ihrer Untersuchung von 12- bis 16jährigen zum Ergebnis, daß Jugendliche das Förderliche und Positive, im Gegensatz zu negativen Aspekten in der Beziehung zu ihren Eltern, als sehr homogen wahrnehmen. Sie resümiert: *„Eltern können in den Augen ihrer Kinder mehrere verschiedene Dinge falsch machen. Um sich angenehm bzw. richtig zu verhalten, haben sie jedoch nur eine Möglichkeit; das Förderliche ist entweder vorhanden oder nicht. Es scheint, als nähmen Jugendliche ein ganz grundlegendes Gefühl von Akzeptanz, Aufgehobensein, Ernstgenommenwerden und menschlichem Respekt wahr, wenn ihnen ihre Eltern dies entgegenbringen, das sich sprachlich nicht differenzieren läßt und in seiner Art ein Lebensgrundgefühl mit fast existenziell anmutender Qualität umschreibt.“* (Storch 1994, S. 46).

Inhaltlich umfasse diese *„förderliche Beziehungswelt“* (Storch 1994) die Vertrautheit und Sicherheit der Jugendlichen, daß die Eltern ihnen als Gesprächspartner zur Verfügung stehen, das Vertrauen, daß auch Fehler und Irrtümer nicht dazu führen, von den Eltern als Person in Frage gestellt zu werden, wodurch das positive Potential von Fehlern genutzt werden kann, sowie die Tatsache, daß Jugendliche sich innerhalb ihrer Familie als eigenständige Individuen erleben, denen der ihnen zustehende Platz von den Eltern auch eingeräumt wird. Diese Jugendlichen haben Zeit zu sprechen, ihre Meinung wird ernst genommen; sie bekommen von ihren Eltern ein Gefühl für die eigene Wichtigkeit. Dies ist allerdings nicht gleichbedeutend mit einer Aufgabe der elterlichen Autorität und grenzenloser Freiheit: Es gibt auch in der *„förderlichen Beziehungswelt“* sehr wohl Strukturen, die von den Eltern gesetzt werden, sowie Verbote, die allerdings begründet werden. Die Eltern üben zwar Autorität aus, wollen aber keine blinde Unterwerfung, sondern Verständnis für ihre erzieherischen Maßnahmen erwecken (Storch 1994).

Zinnecker & Silbereisen (1996) halten einen als *„autoritativ“* bezeichneten Erziehungsstil der Eltern als für die Entwicklung von Jugendlichen förderlich. Diese Erziehungshaltung ist gekennzeichnet durch eine liebevolle, fürsorgliche Beziehung zum Kind. Gleichzeitig gibt es aber auch klare elterliche Regeln, die dem Kind erläutert werden und auf deren Einhaltung geachtet wird. Die Eltern interessieren sich für die Freunde und die Freizeitgestaltung ihrer Kinder, wobei die darin anklingende Kontrolle am Wohl der Kinder, nicht an der Durchsetzung des eigenen Willens, orientiert ist. Das Erziehungsziel der Eltern ist eine selbständige und selbstverantwortliche Persönlichkeit. Tatsächlich haben, so Zinnecker & Silbereisen (1996, S. 229) in diesem Sinn erzogene Kinder und Jugendliche im Vergleich zu Altersgleichen einen höheren Selbstwert, zeigen bessere Schulleistungen und eine positivere Einstellung zur Schule, wirken reifer in ihrem Verhalten, und sie können besser Streß bewältigen.

Von zentraler Bedeutung für das Verhältnis zwischen Eltern und Jugendlichen und den innerfamiliären Zusammenhalt werden gemeinsame Aktivitäten, wie z.B. Freizeitaktivitäten oder gemeinsame Mahlzeiten, betrachtet (Pikowsky & Hofer 1992, S. 202).

Hier scheint ein Unterschied zwischen den Wünschen der Jugendlichen und dem Familienalltag sichtbar zu werden: Auf die Frage, welche Aktivitäten mit den Eltern den Jugendlichen am meisten Spaß machen, werden zumeist symmetrische Interaktionen genannt, wie miteinander reden oder gemeinsam etwas unternehmen. Auf die Frage nach *typischen* Interaktionen mit den Eltern hingegen gibt die Mehrzahl der Jugendlichen asymmetrische Interaktionen an, wie Rat geben, Regeln aufstellen, Information geben (Pikowsky & Hofer 1992, S. 209).

In traditionell eingestellten Familien ist vor allem der Sonntag häufig ein umstrittener Zeitpunkt: Das Wochenende und besonders die gemeinsame Mahlzeit am Sonntag sind hier für das Familienleben reservierte Zeitpunkte und für andere kindliche Aktivitäten tabu. Es werden Familienspaziergänge gemacht, Ausflüge in den Zoo, Sport, Verwandtschaftsbesuche, aber auch gemeinsames Fernsehen wird angegeben. In eher modern eingestellten Familien hingegen kann eine Entflechtung von Eltern- und Kinderzeit beobachtet werden, hier geht auch am Wochenende jeder seinen eigenen Interessen nach (Fuhs 1996).

Wenn die Kinder fixe Termine am Wochenende haben, wie z.B. auswärtige Sportveranstaltungen, ist eine Zäsur im Familiensonntag festzustellen. Dies ist bei Jungen häufiger als bei Mädchen und am Land wegen der ausgeprägten Vereinskultur häufiger als in der Stadt der Fall (Winter 1993).

Nauck (1989, S. 333) stellt eine statusspezifische Zunahme des Anreichtums familiärer Freizeitaktivitäten dahingehend fest, daß umso häufiger gemeinsam ausgegangen, gemeinsam gebastelt, Sport getrieben oder gespielt wird, je höher der soziale Status der Familie ist.

Außerdem sind altersspezifische Unterschiede festzustellen: Die 11- bis 14jährigen unternehmen im Gegensatz zu den 15- bis 17jährigen noch gerne und häufig etwas mit ihren Eltern (Kromer 1995, S. 26). Nauck (1989) konstatiert einen Höchstwert gemeinsamer Freizeitaktivitäten von Eltern und Kindern vom 9. bis zum 12. Lebensjahr, der dann kontinuierlich abfällt.

Allerbeck & Hoag (1985) eruieren drei Schwerpunkte des familialen Lebens mit Jugendlichen: gemeinsam essen, gemeinsam (über persönlich Unverbindliches) reden sowie Fernsehen. Dieses Ergebnis veranlaßt Stary (1989) zur Bemerkung, die repräsentative Familienkultur in Familien mit Jugendlichen sei heute gekennzeichnet durch „*Essen, Plaudern und Fernsehen.*“ (Stary 1989, S. 432).

### **3.4 Kommunikationsstrukturen zwischen Eltern und Jugendlichen**

Mit der veränderten Bedeutung des Kindes geht einher, daß es längst nicht mehr nur die Kinder sind, die bei ihren Eltern Rat und Unterstützung suchen, vielmehr sind zunehmend *„auch die Kinder für ihre Eltern die ‘erste Adresse’, um Sorgen und Nöte zu besprechen. Kinder entwickeln sich von Erziehungsobjekten zu persönlichen Gesprächspartnern.“* (Schröder 1995, S. 53).

Weiters wird ein Wandel in den Kommunikationsstrukturen vom Befehls- zum Verhandlungshaushalt impliziert (du Bois-Reymond 1991; Büchner, Fuhs & Krüger 1996): Die Machtbalance zwischen Eltern und Jugendlichen wird ausgewogener; unbedingter und unhinterfragter Gehorsam wird zugunsten kommunikativer Aushandlung aufgegeben.

Gelungene und gelingende Kommunikation ist ein wesentlicher Faktor für die Qualität der Beziehung zwischen Eltern und heranwachsenden Kindern sowie für die Bewältigung des Ablösungsprozesses (Hurrelmann 1994; Stary 1989). Je offener sie miteinander sprechen

können, desto größer ist die Chance, daß die Beziehung lebendig bleibt (Burger & Seiden-  
spinner 1988). Kötters, Krüger & Brake (1996) eruieren für 10- bis 15jährige, daß jene Ju-  
gendlichen, die in Problemlagen auf ihre Eltern als Gesprächspartner vertrauen können,  
eine hochsignifikant positivere Wahrnehmung des Umgangs mit den Eltern in der Familie  
erleben als jene, die angeben, sich bei Sorgen und Problemen nicht an ihre Eltern zu wen-  
den.

Fend (1990) kann in einer Längsschnittuntersuchung für das Alter zwischen 12 und 16 Jah-  
ren keinen linearen Abfall der Gesprächsintensität zwischen Jugendlichen und Eltern fest-  
stellen, d.h. es wird nicht von Jahr zu Jahr weniger miteinander gesprochen. In seinen Er-  
gebnissen zeigt sich vielmehr ein kurvilinearere Trend, dergestalt, daß im 14. und 15. Le-  
bensjahr die größte Kommunikationsdichte besteht, welche im 13. und 16. Lebensjahr eine  
etwas geringere ist (Fend 1990, S. 99f).

Noack (1992a) stellt fest, daß die Kommunikationssituationen von Jugendlichen und ihren  
Eltern eher unilateralen Charakter aufweisen, mit den Eltern in der Rolle der Erklärenden,  
wohingegen FreundInnen zu versuchen scheinen, den anderen zu verstehen (Hunter 1985;  
Selman et al. 1986). Für die Auswirkungen von Gesprächen auf die Beziehung zwischen  
Eltern und Jugendlichen scheinen vor allem die Art und Weise, wie Gespräche geführt wer-  
den und welche Intentionen darin ausgedrückt werden, wichtig zu sein (Pikowsky & Hofer  
1992, S. 213). Nach den Ergebnissen von Smetana (1989) begründen Jugendliche ihre  
Position weit stärker als Eltern durch den Hinweis auf ihre persönlichen Vorlieben, Eltern  
hingegen eher unter Bezug auf soziale Normen (wie Höflichkeit und Verantwortlichkeit) so-  
wie dadurch, daß sie auf negative Konsequenzen für das Kind (z.B. gesundheitlicher Art)  
hinweisen.

Folgende Differenzierungen zeigen sich in der Kommunikation zwischen Eltern und ihren  
pubertären Kindern:

- *Altersspezifische Unterschiede:* Während die Eltern bei 10jährigen noch hohe Priorität  
als Ansprechpartner bei Sorgen und Problemen haben, verändert sich die Prioritätenset-  
zung kontinuierlich mit zunehmendem Alter und kehrt sich bei den 15jährigen um; in die-  
sem Alter sind es vermehrt die FreundInnen, die bei Problemen zu Rate gezogen werden  
(Büchner, Fuhs & Krüger 1996). Viele für diese Altersphase typischen Probleme wie das  
erste Verliebtsein oder die eigene körperliche und sexuelle Entwicklung werden zuneh-  
mend mit FreundInnen besprochen (Kötters, Krüger & Brake 1996, S. 121).
- *Bereichsspezifische Unterschiede:* Welche Rolle Eltern und auch Gleichaltrige als Bera-  
ter spielen, hängt ganz wesentlich davon ab, in welchem Bereich Rat oder Hilfe gesucht  
wird: Bei materielle und qualifikatorische Entwicklungsaufgaben betreffende Fragen (fi-  
nanzielle Probleme, Ausbildungs- und Schulprobleme, Zukunftsfragen, Berufsentscheid-  
ung) sind und bleiben Eltern die wichtigsten Ansprechpartner. Die im Kontext der bio-  
physischen und sozialen Entwicklungsaufgaben auftretenden Problemlagen (Fragen der  
Sexualität, Freundschaften, gegengeschlechtliche Beziehungen) sind dagegen eine Do-  
mäne der Peers (Fend 1990; Noack 1992a; Pikowsky & Hofer 1992; Schröder 1995; Sta-  
ry 1989). Bei persönlichen und sozialen Problemen werden die Eltern also von Jahr zu  
Jahr weniger als Vertrauenspersonen und „Enthüllungspartner“ (Seiffge-Krenke 1986, S.  
32) gewählt.
- *Geschlechtsspezifische Unterschiede:* Mädchen suchen bei Problemen sehr viel häufiger  
das Gespräch mit FreundInnen, als dies Jungen tun (Kötters, Krüger & Brake 1996) und  
haben auch häufiger Gespräche mit ihren Eltern als Jungen (Fend 1990; Pazelt 1990).  
Kötters, Krüger & Brake (1996) gehen in der Befragung von 10- bis 15jährigen davon  
aus, daß diese Ergebnisse nicht einen zeitlichen Entwicklungsvorsprung der Mädchen in  
der sozialen Verselbständigung widerspiegeln, sondern eher die Tatsache, „daß die in  
der Forschungsliteratur immer wieder beschriebene bessere soziale Unterstützung bei  
Frauen bereits für das Jugendalter zutrifft.“ (Kötters, Krüger & Brake 1996, S. 121).

Durchgängig wird festgestellt, daß die Mutter als Gesprächspartnerin im Vordergrund steht. Sie ist die bevorzugte Interaktionspartnerin, die am meisten über das Leben der Kinder weiß (Pikowsky & Hofer 1992; Youniss & Smollar 1986). Sie wird wesentlich häufiger als der Vater um Rat gefragt, mit ihr kann man über alles reden (Oswald 1989; Oswald & Boll 1992). Lediglich in Bildungs- und Berufsfragen wird eher der Vater als Ansprech- und Beratungspartner gewählt (Peters 1986).

- *Schichtspezifische Unterschiede:* Ein häufigeres Vorkommen familialer Verhandlungskultur ist offensichtlich in höheren und gehobenen sozialen Schichten zu finden (Büchner, Fuhs & Krüger 1996; Schröder 1995).
- *Unterschiede nach dem Familienklima:* Balancierte Familien im Sinne des Modells von Olson (1989, vgl. Kapitel 3.3.3), also Familien mit mittleren Ausprägungen sowohl in der Kohäsions- als auch in der Adaptabilitätsdimension, verfügen über mehr kommunikative Fertigkeiten und werden auch besser mit Belastungen fertig, die sich im Laufe der Familienentwicklung ergeben (Hofer 1992a).
- *Themenspezifische Unterschiede:* In den Kommunikationsinhalten von Familien mit Jugendlichen zeigt sich eine geringe Bedeutung von weltanschaulichen Themen. Am häufigsten und intensivsten wird über die Zukunftsplanung und die Schullaufbahn der Kinder gesprochen, wie Fend (1990) für 12- bis 16jährige feststellt. Der schulisch-berufliche Lebensweg des Kindes ist weitaus häufiger Gesprächsthema im Elternhaus als der private Lebensweg des Kindes (Freizeit, Freunde, sexuelle Fragen). Meulemann (1989) zieht daraus den Schluß, innerhalb der Familie werde die berufliche Lebensplanung des Kindes kollektiviert, die private Lebensplanung hingegen individualisiert.

### 3.5 Elterliches Erziehungsverhalten

Wie in Kapitel 3.1 ausgeführt, haben sich Erziehungsstile und Erziehungsziele seit den 60er Jahren verändert und von Autorität und Verfügungsgewalt der Eltern hin zu Leitbildern wie Selbstständigkeit und Selbstverantwortlichkeit des Kindes, Kindorientierung, Respektierung kindlicher Interessensäußerungen, Liberalisierung und Demokratisierung der Machtbalancen zwischen Eltern und Kindern entwickelt (Büchner, Fuhs & Krüger 1996; Hurrelmann 1994; Schütze 1988).

Diese Erziehungspraktik der „Verhandlungsstrategien“ (du Bois-Reymond 1991; Büchner, Fuhs & Krüger 1996) beginnt bereits in der Kleinkindphase und wird im Jugendalter fortgeführt: Eltern sind heute bemüht, *„Verständnis für ihre adoleszenten Kinder an den Tag zu legen, ihnen eher als Freund denn als Autoritätsperson zu begegnen, Entscheidungen gemeinsam zu treffen, Kompromisse auszuhandeln und sich in vielen Hinsichten an den Jugendlichen anzupassen, anstatt Anpassung an eigene Prinzipien und Verhaltensmuster zu verlangen.“* (Schütze 1992, S. 345).

Nicht übersehen werden sollte, daß diese neuen Erziehungsansprüche und -praktiken viel Zeit, Energie und kognitive Kompetenz von den Eltern erfordern (Nave-Herz 1994, S. 62).

Erziehung von Jugendlichen wird weiters dadurch erschwert, daß *„in früheren Zeiten als selbstverständlich geltende Normierungen, was in einem bestimmten Alter erlaubt oder verboten ist, zusammengebrochen sind.“* (Fend 1990, S. 145). Darauf verweist unter anderem die These der Entstandardisierung (Olk 1986), die besagt, daß einst selbstverständlich erschienene Grenzen zwischen Kindheit und Adoleszenz fließend geworden sind. Von Trotha (1982) verweist in der These der Entsynchronisierung darauf, daß Entwicklungen in den einen Verhaltensbereichen nicht mehr synchron mit solchen in anderen verlaufen. Besonders deutlich wird dies in bezug auf die späte ökonomische Selbstständigkeit der Jugendlichen, welcher die frühen Privilegien der Teilnahme am Konsum der Erwachsenen und die frühe Aufnahme heterosexueller Aktivitäten entgegenstehen (Fend 1990, S. 145).



Jugendliche erreichen heute im Gegensatz zu früheren Epochen ein vergleichsweise hohes Maß an Selbständigkeit und Unabhängigkeit, was zu einer Verkürzung des lebensgeschichtlichen Zeitraumes führte, in dem Eltern auf ihre Kinder einwirken können. Aus der Tatsache, daß die Risiken des Aufwachsens heute allerdings nicht kleiner sind als früher, können sich problematische Aspekte für die Eltern ergeben, welche weiterhin ein gewisses Maß an Kontrolle befürworten würden, das im Gegensatz zum Freiheitsanspruch ihrer adoleszenten Kinder steht (Fend 1990).

Als zentrale Erziehungshaltungen der Eltern von Jugendlichen beschreibt Baacke (1991, S. 324ff) in einer Untersuchung von 13- bis 18jährigen folgende Muster:

- *Kontrolle*: Die Eltern sehen sich in der Rolle der „Führer“ ihrer Kinder, was zwar zunächst für die Orientierung der Jugendlichen von Vorteil sein kann, in zu ausgeprägter Form aber zu Unselbständigkeit des Jugendlichen führt.
- *Akzeptanz der Distanzierung*: Die Eltern akzeptieren, daß sich Jugendliche von einem gewissen Alter an von Erwachsenen zurückziehen. Dies setzt das Vertrauen voraus, daß der/die Jugendliche nicht scheitert, auch wenn er/sie teilweise ohne elterlichen Einfluß bleibt. Außerdem erfordert diese Strategie ein hohes Maß an pädagogischer Sensibilität, um zu wissen, wann Rückzug angemessen ist und wann Hilfe angeboten werden muß, auch wenn sie nicht erbeten wurde.
- *Austausch von Kompetenzen*: Die Beziehung zwischen Eltern und Jugendlichen beruht hier auf dem partnerschaftlichen Prinzip einer retroaktiven Sozialisation: Jugendliche lernen nicht nur von Erwachsenen, sondern auch umgekehrt (vgl Kapitel 10.5).

Burger & Seidenspinner (1988) zeigen in einer Befragung von 15- bis 19jährigen Mädchen geschlechtsspezifische Differenzen in den Erziehungsstrategien von Müttern und Vätern auf: Die Mütter benutzen häufiger indirekte Strategien, sie machen öfter ein schlechtes Gewissen, als dies Väter tun. Demgegenüber scheint das „Standpaukehalten“ ein eher väterliches Verhalten zu sein.

Pazelt (1990) verweist auf unterschiedliche Erziehungsziele der Eltern für jugendliche Söhne und Töchter: Bei Mädchen stünden Fürsorglichkeit, Gehorsam und Verantwortlichkeit im Vordergrund, bei Buben hingegen Selbstvertrauen und Leistungsstreben. Mädchen werden außerdem vermehrt zur Hausarbeit angehalten.

Büchner, Fuhs & Krüger (1996) kommen in ihrer Untersuchung von 10- bis 15jährigen Jugendlichen zum Ergebnis, daß das Strafverhalten in knapp einem Viertel der Eltern-Kind-Beziehungen noch traditionell geprägt ist, die traditionellen Mittel wie Fernsehverbot, Taschengeldentzug, Hausarrest und Ohrfeigen allerdings auch hier nur selten eingesetzt werden. Fernsehverbot steht an erster Stelle der angewandten Strafen, während körperliche Züchtigung eine eher geringe Rolle spielt. Büchner, Fuhs & Krüger (1996) finden keine schichtspezifischen und auch kaum geschlechtsspezifische Unterschiede, allerdings werden Landkinder etwas häufiger bestraft als Stadtkinder. Deutlich verringert sich das Strafverhalten mit zunehmendem Alter der befragten Jugendlichen.

Trotz des vergleichsweise moderaten Strafverhaltens eines Großteils der Eltern darf nicht übersehen werden, daß „*sich im Zuge der Modernisierung des Eltern-Kind-Verhältnisses auch neue Formen der elterlichen Gewaltanwendung (psychischer Druck, Liebesentzug, 'Erpressung', 'Bestechung') herausgebildet haben.*“ (Büchner, Fuhs & Krüger 1996, S. 192). Als Beispiele werden die gezielte Verweigerung von elterlichen Transportleistungen zu kindlichen Freizeitaktivitäten, die Weigerung der Eltern, mit ihren Kindern zu sprechen oder das Knüpfen der Taschengeldauszahlung an bestimmte Bedingungen genannt.

### 3.5.1 Übereinstimmung Jugendlicher mit dem Erziehungsstil der Eltern

Als ein Indiz für die überwiegend positive emotionale Qualität der Beziehung zwischen Eltern und Jugendlichen (vgl. Kapitel 3.3) werden die großteils zustimmenden Antworten auf die in verschiedenen Untersuchungen immer wieder ähnlich gestellte Frage „Würdest Du Deine eigenen Kinder einmal so erziehen, wie Deine Eltern Dich erzogen haben, oder würdest Du es anders machen?“ betrachtet. In einer Untersuchung von Oswald & Boll (1992) gibt die „überwiegende Mehrheit“<sup>1</sup> der befragten 12- bis 18jährigen an, ihre Kinder ähnlich erziehen zu wollen, wie sie selbst von ihren Eltern erzogen wurden, unter den 15- bis 24jährigen liegt dieser Anteil noch bei fast zwei Dritteln (Schröder 1995).

Obwohl also ein Großteil der Jugendlichen mit dem elterlichen Erziehungsstil übereinstimmt, kann die zunehmende Liberalisierung der Erziehungsstile auch als problematisch erlebt werden. Neben der damit verbundenen Freiheit erfordert sie „eine höhere individuelle Eigenleistung des Subjekts, jedes einzelnen und jeder einzelnen Jugendlichen. Statt 'blind zu gehorchen', muß man selbstbestimmt und eigenverantwortlich bestehende Alltagsnormen befolgen.“ (Schröder 1995, S. 61). Weiters verlieren Erwachsene ihre Leitbildfunktion, und zwar in doppelter Hinsicht: „[S]owohl jene, woran sich die Jugendlichen im Hinblick auf die eigene Biographiekonstruktion orientieren können, als auch die oppositionelle, von der sie sich subkulturell absetzen.“ (Buchmann 1989, S. 109).

Diese Problematik macht verständlich, daß ein Teil der Jugendlichen trotz eines allgemein guten Verhältnisses zu ihren Eltern das Erziehungsverhalten der Eltern auch sehr kritisch betrachtet. Es handelt sich dabei vor allem um jene Jugendlichen, die nur wenige Grenzbeziehungen seitens der Eltern erleben (Hurrelmann 1994). Die notwendigen Auseinandersetzungen mit den Eltern, welche die Entwicklung anregen und die Identitätsbildung fördern, entfallen hier; die Eltern scheiden als „Reibebäume“ aus (Kromer 1995).

Nicht übersehen werden darf weiters, daß trotz der großteils positiven Beziehungen zwischen Eltern und Jugendlichen und der Liberalisierung des Erziehungsverhaltens ein Teil der Jugendlichen die Eltern als „sehr streng“ erlebt (z.B. ein Drittel der von Kromer 1995 befragten 11- bis 14jährigen).

### 3.5.2 Merkmale positiv erlebten elterlichen Erziehungsverhaltens

Aus den Ergebnissen der Literatur (Oswald 1989; Büchner & Krüger 1991; Engel & Hurrelmann 1994; Storch 1994; Büchner, Fuhs & Krüger 1996) läßt sich zusammenfassend festhalten, daß gelingende Eltern-Kind-Beziehungen aus der Sicht des Jugendlichen vor allem dann wahrscheinlich sind, wenn

- die kindlichen Interessensäußerungen von den Eltern in hohem Maße respektiert werden,
- es eine deutliche elterliche Aufmerksamkeit für das kindliche Wohlverhalten gibt, ohne daß die kindlichen Freiheitsspielräume zu sehr eingeengt werden,
- das Familienleben weniger elternzentriert, sondern durch gegenseitiges Verstehen und durch Nähe zwischen Eltern und Kind geprägt ist,
- elterliches Strafverhalten nicht oder nur in Ausnahmefällen zum Tragen kommt.

Insofern reicht es für eine gelingende Eltern-Kind-Beziehung nicht aus, den Jugendlichen „abstrakt mehr Handlungsspielräume zu geben, sondern es ist gleichzeitig notwendig, auf eine entsprechende Qualität der alltäglichen Beziehungen zu achten und die Kinder und

---

<sup>1</sup> Genauere Daten werden nicht genannt.

*jungen Jugendlichen in ihrem Prozeß der schrittweisen Verselbständigung auch entsprechend zu unterstützen.“ (Büchner, Fuhs & Krüger 1996, S. 200).*

Viele Eltern von Heranwachsenden haben Schwierigkeiten damit, einerseits „gleichberechtigte“ Partner ihrer jugendlichen Kinder zu sein bzw. sein zu wollen, andererseits aber auch eine herausgehobene Autorität als Elternteil zu haben (Hurrelmann 1994, S. 140). Gerade diese Balance aus dem Einräumen von Spielräumen und dem Festlegen von Mindeststandards, von liberalistischen und einseitig autoritären Impulsen, die Schneewind (1991, S. 174) als *„delikate Balance von Verbundenheit und zugestander Individualität“* bezeichnet, ist aber zentral für eine positive Beziehung zwischen Eltern und Jugendlichen.

Jugendliche brauchen ihre Eltern nach wie vor - aber sie brauchen sie nicht immer. Sie brauchen auch einen (inneren und äußeren) Spielraum zur Entfaltung von Möglichkeiten und zum Erproben von Rollen und Handlungsentwürfen (Bohleber 1989): *„Kids wollen auch allein sein, sich selber durchkämpfen, sich eigenständig eine Meinung bilden und entscheiden können. Eltern müssen in dieser Situation ihr Verhalten bewußt zwischen Bindung und Lenkung einerseits und Freiheitlassen andererseits ausbalancieren.“* (Kromer 1995, S. 119).

Storch (1994) betrachtet es in ihrer Untersuchung von Jugendlichen in der Frühadolescenz (12-16 Jahre) als wesentlich für die Eltern von Jugendlichen, sich des Gedankens der Stufenabfolge von Konflikthalten bewußt zu sein, weil er eine Weiterentwicklung des Jugendlichen im Sinne einer endogenen Reifung beinhalten und somit zu mehr Gelassenheit verhelfen könne. Im Bewußtsein dieser Stufenabfolge hätten Eltern die Gewißheit, daß jugendliche Experimente und schwierige Phasen im Zusammenleben mit einem adoleszenten Kind auch einmal einen Abschluß finden würden.

Außerdem scheint der elterliche Versuch, ein möglichst großes Ausmaß an Harmonie zu erreichen, nicht zielführend zu sein. Sinnvoller ist der Versuch, den in der Adoleszenz naturgemäß auftretenden Dissens zwischen Eltern und Jugendlichen zuzulassen und möglichst in produktive Bahnen zu lenken. Storch (1994) sieht für die von ihr untersuchten 12- bis 16jährigen eine Möglichkeit dafür in der Gewährung von physischer Autonomie: Jugendliche müssen selbst bestimmen dürfen, was sie anziehen, sie brauchen eine bestimmte Summe Taschengeldes, über die sie frei verfügen dürfen, und sie brauchen parallel zum Alter immer größere Spielräume, über ihre Zeit selbst zu bestimmen. Eltern müssen in zunehmendem Maß darauf verzichten, über alles informiert zu sein, was ihr Kind in der Freizeit tut.

### **3.6 Leben mit Jugendlichen - die Perspektive der Eltern**

Nicht nur von Jugendlichen werden in der Adoleszenz gewisse Anpassungsleistungen gefordert, auch Eltern müssen sich in der Adoleszenz ihrer Kinder an die neue Rolle ihren Kindern gegenüber sowie an sich verändernde Gegebenheiten und Strukturen anpassen. Das Älterwerden neben heranwachsenden Kindern bedeutet für Eltern, neue Formen des Umgangs mit ihren Kindern zu entwickeln, ebenso wie neue Formen von Kompetenz und Autorität.

Daß der Übergang von der Kindheit zur Jugend für Eltern häufig zu schnell bzw. zu früh passiert, deuten die Ergebnisse von Zinnecker & Silbereisen (1996, S. 184, 186) an, wonach Jugendliche sich überwiegend ab einem Alter von 13 Jahren nicht mehr als Kind sehen, Mütter und Väter hingegen ihre Kinder im Durchschnitt erst später als Jugendliche einschätzen: 33% der Eltern sehen in ihren 13jährigen Kindern noch keine Jugendlichen.

In der Literatur werden folgende strukturelle Unterschiede genannt, welche für die Beziehungen von Eltern zu ihren adoleszenten Kindern prägend sein können:

- Eltern und Jugendliche haben völlig *unterschiedliche Zukunftsperspektiven*: Eltern befinden sich zum Zeitpunkt der Adoleszenz ihrer Kinder in der Regel auf dem Höhepunkt ihrer Karriere, ihren Kindern hingegen steht die Zukunft noch offen: „*In dem Moment, in dem ihre Kinder anfangen, die Welt zu erobern und es so aussieht, als könnten sie unter vielen Möglichkeiten wählen, stehen die Eltern vor der Aufgabe, Bilanz zu ziehen und zu überlegen, ob die vor 20 Jahren getroffene Wahl die richtige war. Während sich für die eine Generation Wege eröffnen, muß die andere Generation sich damit auseinandersetzen, daß die Möglichkeiten weniger werden.*“ (Storch 1994, S. 94). Während die Jugendlichen die Zukunft vor sich haben, stehen die Erwachsenen in einem Lebensabschnitt, der ihnen die Begrenztheit des eigenen Spielraums und der eigenen Entwicklungsmöglichkeiten vor Augen führt.
- Es bestehen große *physische Unterschiede* zwischen Eltern und ihren heranwachsenden Kindern. Biologische Veränderungen spielen nicht nur für das heranwachsende Kind, sondern auch für die Eltern eine Rolle (Pikowsky & Hofer 1992). Im Vergleich mit Jugendlichen ist die physische Leistungsfähigkeit der Eltern nur mehr gering. Die Ausrichtung der Konsum- und Freizeitwelt am Ideal der Jugendlichkeit trägt zur Verstärkung des Gefühls physischer Unterlegenheit von Eltern ihren Kindern gegenüber bei.
- Die *Entwicklungsaufgaben* von Eltern und Jugendlichen sind sehr unterschiedlich: Während sich die Jugendlichen darauf vorbereiten, ein eigenständiges Leben zu führen, müssen sich die Eltern auf die Phase des empty nest vorbereiten. Die elterliche Partnerschaft muß neu definiert werden, wenn das Bindeglied „Kind“ wegfällt (Pikowsky & Hofer 1992; Storch 1994). Hinzu kommt, daß in der Lebensphase der kindlichen Adoleszenz Eltern häufig selbst erneut Belastungen durch die Betreuung der eigenen Eltern ausgesetzt sind, welche zunehmend ihrer Hilfe bedürfen (Papastefanou 1992).
- Problematisch kann auch der *unterschiedliche Grad der Integration in das gesellschaftliche System* für die Eltern sein, die, im Gegensatz zu den Jugendlichen, bereits in dieses System integriert sind. Inkonsistenzen in bestehenden Systemen sind aber für „Neuankömmlinge“ leichter zu identifizieren. „*Jugendliche mit ihrem Wunsch, ein eigenes, möglichst widerspruchsfreies Weltbild zu formen, werden darum für die Elterngeneration zu denen, die Schwächen und Mängel an dem System aufdecken, an das sich die Eltern gewöhnt haben und mit dem sie sich bis zu einem gewissen Grad verwachsen fühlen.*“ (Storch 1994, S. 95).
- Verstärkt wird dieses Problem dadurch, daß Adoleszente andeuten, „*daß sie sich, wenn nicht jetzt, so doch später durchsetzen werden; in ihnen kristallisiert sich jeweils die Eigenart einer zu erwartenden neuen Generation, die 'ans Ruder' der Gesellschaft tritt.*“ (Baacke 1991, S. 39).

Psychoanalytische Ansätze gehen davon aus, daß Eltern sich mit ihren Kindern identifizieren und sich selbst angesichts der Veränderungen, die sich im Jugendalter für das Kind ergeben, neu bewerten. Wenn die Kinder sich emotional von den Eltern zu entfernen beginnen, „*werden die Eltern ambivalent und defensiv in bezug auf sich selbst, ihre momentane Lebenssituation und ihr Wertesystem.*“ (Storch 1994, S. 94).

Für die Eltern bedeutet die zunehmende Loslösung von ihren Kindern, zumindest einen Teil ihrer „Eltern-Identität“ aufzugeben, nämlich die bisherige starke Orientierung am Leben der Kinder (Kohlendorfer, Baumann & Merl 1994). Eine typische Reaktion auf die zunehmende Freiheit der Jugendlichen scheint auf seiten der Eltern eine Ambivalenz „*zwischen der Freude auf den erweiterten persönlichen Freiraum und einem Gefühl von Traurigkeit über den partiellen Verlust der Elternrolle*“ zu sein (Kohlendorfer, Baumann & Merl 1994, S. 20; vgl. auch Pikowsky & Hofer 1992; Stary 1989).

Nach den Ergebnissen der familialen Streßtheorie scheinen Familien mit Jugendlichen einem erhöhten Familienstreß ausgesetzt zu sein (Schneewind 1991). Die alterstypisch kriti-

schen Einwände der Jugendlichen, die teilweise auftretenden Konflikte sowie die zunehmende Freiheit und Autonomie der Jugendlichen „können von den Eltern als Bedrohung der elterlichen Kontrolle verstanden werden. Konflikte zwischen Eltern und Jugendlichen, welche von den Eltern andere Fähigkeiten in der Auseinandersetzung verlangen als die Auseinandersetzung mit Kleinkindern, können dazu führen, daß Eltern sich weniger sicher in ihrer Elternrolle fühlen.“ (Storch 1994, S. 94). So wird die Adoleszenz der Kinder von vielen Eltern als schwierige Zeit beschrieben, wo sie immer weniger Kontrolle über ihr Kind haben und Ängste um die Sicherheit ihres Kindes aufgrund dieser neuen Selbständigkeit zunehmen (Gecas & Seff 1991).

Eltern wird in der Frühadoleszenz der Kinder eine nicht zu unterschätzende Leistung und ein hohes Maß an emotionalem Einsatz abverlangt: „Eltern müssen bereit sein, sich selbst zu hinterfragen, sich ihren eigenen blinden Flecken zu stellen, die sie vielleicht in ihrem bisherigen Leben ganz gut verdrängen konnten.“ (Storch 1994, S. 134). Sie müssen sich von den Bildern lösen, welche sie von ihren Kinder haben und dürfen nicht hängenbleiben „am lieb gewordenen Bild des vielleicht achtjährigen Mädchens, das nur Bewunderung für die Mutter hat, oder am ungeliebten Bild des aufsässigen, vielleicht vierzehn-, fünfzehnjährigen Teenagers, der an allem und jedem herummeckert.“ (Burger & Seidenspinner 1988, S. 167).

Zusammenfassend stellt die Adoleszenz der Kinder für manche Eltern keine leichte Aufgabe dar: „Zu komplex sind teilweise die Erscheinungsformen der innerpsychischen Vorgänge, so wie sie im Verlaufe dieser Zeit in den Jugendlichen vor sich gehen. Wenig Eindeutiges haben diese Eltern von den Jugendlichen zu erwarten, dafür umso mehr Vieldeutiges, und das alles noch verknüpft mit Konflikten, denen Eltern sich stellen müssen, damit das Kind an ihnen wachsen kann. Wir haben es hier mit einer wahrhaft anspruchsvollen Aufgabe zu tun, die jedoch keineswegs unlösbar erscheinen muß; vorausgesetzt die Eltern verfügen über Kenntnisse oder über Hilfestellung, welche ihnen im Dschungel der adoleszenten-spezifischen innerfamiliären Interaktion ein wenig Orientierung verschaffen.“ (Storch 1994, S. 132).

### 3.6.1 Die Partnerbeziehung der Eltern

Hurrelmann (1994, S. 128) stellt fest, daß neben der Qualität der Eltern-Kind-Beziehung die Qualität der Paarbeziehung der Eltern von entscheidender Bedeutung für eine positive Entwicklung von Jugendlichen sei. Die Qualität der Partnerbeziehung von Eltern mit jugendlichen Kindern ist allerdings im Vergleich zu anderen Stadien der Familienkarriere niedrig (Gecas & Seff 1991, S. 210).

Elder et al. (1986) weisen z.B. nach, daß Konflikte in der Ehe (z.B. über nicht-konsistente Erziehungsmethoden) mit erhöhtem konflikthaftem Verhalten von Kindern und Jugendlichen gekoppelt sind. Aus der Perspektive der sozialen Lerntheorie wird dies damit erklärt, daß Eltern, die Eheprobleme haben, stark mit eigenen Problemen beschäftigt sind und dem Kind weniger konsistent Aufmerksamkeit schenken (Fauber et al. 1990), was zu konflikthaftem Verhalten der Kinder führen könne. Dabei ist die Einflußrichtung nicht geklärt: Niedrige Elternzufriedenheit kann einen Einfluß auf die Eltern-Kind-Beziehung, oder umgekehrt die erhöhten Konflikte mit dem jugendlichen Kind einen Einfluß auf die Ehebeziehung haben. Am wahrscheinlichsten erscheint eine wechselseitige Beeinflussung (Pikowsky & Hofer 1992, S. 204).

Burger & Seidenspinner (1988) stellen in ihrer Untersuchung von Familien mit 15- bis 19jährigen Mädchen fest, daß die heranwachsenden Töchter ihre Mütter in ihrer Partnerrolle sehr genau beobachten, wobei die Beziehung der Eltern allerdings eher negativ beurteilt wird. Die Hauptkritikpunkte an der Ehe der Eltern gelten der mangelnden Basis an Gemeinsamkeit und Gesprächsbereitschaft und dem Ungleichgewicht der Aufteilung der Familienarbeit zwischen Vater und Mutter. Ein Einfluß der sexuellen Entwicklung bzw. des Alters

der Mädchen kann nachgewiesen werden: Jüngere Mädchen ohne Kontakte zum anderen Geschlecht beurteilen die Ehe ihrer Eltern häufiger als glücklich und beschreiben ihre Mutter eher als gute Partnerin. Mit zunehmendem Alter steigt auch die Kritik der Mädchen an der Ehe der Eltern.

### **3.7 Die Mutter-Kind-Beziehung in der Adoleszenz**

Fanden Mädchen noch in den 70er Jahren als eigenständiger Forschungsgegenstand kaum Aufmerksamkeit, sondern höchstens punktuell in Überblicksarbeiten (Markefka 1989, S. 32), so wird heute vielfach der Lebenszusammenhang von Mädchen in den Mittelpunkt der Analysen gestellt. Die Mutter-Sohn-Beziehung in der Adoleszenz scheint demgegenüber in den Hintergrund zu treten, was auch in den folgenden Ausführungen zu berücksichtigen ist.

Daß die Beziehung zur Mutter von Jugendlichen generell als positiver als jene zum Vater beschrieben und die Mutter auch häufiger als Gesprächspartnerin gewählt wird, wurde bereits erläutert (vgl. Kapitel 3.3 und 3.4).

Die Psychoanalyse nach Freud sieht die Beziehung zwischen Mutter und Tochter als geprägt von der Entdeckung der Tochter, daß ihr genauso wie der Mutter der Penis fehlt. Sie wendet sich von der Mutter ab und dem Vater zu, den sie fortan idealisiert.

Die Psychologie nach C.G. Jung betont, daß die Tochter lernen müsse, zwischen ihren Projektionen auf die Mutter und der realen Person der Mutter zu unterscheiden. Franz (1977) sieht den Zwang zu Projektionen vor allem dadurch gegeben, daß in unserer Kultur der dunkle Aspekt des Weiblichen abgespalten sei. Gefühle wie Neid, Eifersucht und Konkurrenz von seiten der Mutter, aber auch Trotz, Ablehnung und Aufbegehren seitens der Tochter seien tabuisiert. Die destruktive Seite der Mutter-Tochter-Beziehung müsse verleugnet werden.

Übereinstimmungen verschiedener AutorInnen bestehen in der Auffassung, daß die Mutter für die Tochter eine zentrale Person darstellt und die Ablösung von ihr ein komplexer Prozeß ist, in dem auch die erwachende Sexualität der Tochter eine große Rolle spielt. Die Mutter-Tochter-Beziehung scheint die intensivste Familienbeziehung in der Adoleszenz zu sein, und zwar sowohl in positiver als auch in negativer Hinsicht (Schütze 1992, S. 345f).

Eine Repräsentativbefragung von 15- bis 19jährigen Mädchen über die Beziehungen zwischen Müttern, Vätern und Töchtern wurde von Burger & Seidenspinner (1988) durchgeführt. Obwohl die Altersgruppe älter als die hier fokussierte ist, sollen einige zentrale Ergebnisse kurz dargestellt werden.

Die Autorinnen betonen, daß Töchter in der Adoleszenz beginnen, ihre Mütter nicht nur als Mütter, sondern auch in anderen Aspekten ihrer weiblichen Persönlichkeit wahrzunehmen (als Hausfrau, als Berufsfrau, als Partnerin). Diese Ausdifferenzierung und Modifizierung des Mutterbildes, die zur Wahrnehmung der Mutter in ihrer gesamten Person führt, wird auch von Storch (1994) in bezug auf 12- bis 16jährige als eine wesentliche Voraussetzung für eine gelungene Ablösung von der Mutter betrachtet.

In den Bildern und Vorstellungen, die junge Mädchen von ihren Müttern haben, finden Burger & Seidenspinner (1988) beträchtliche schichtspezifische Differenzen. So ist die Opferrolle der Mutter, d.h. ihre Aufopferung für die Familie, besonders in der Unterschicht für die Töchter ein Problem, während in der oberen Mittelschicht die Mutter häufig ein positives Vorbild für die Tochter ist. Die familiäre Bedeutung des Vaters scheint schichtabhängig zu sein: Je höher der soziale Status, umso wichtiger wird der Vater. In der Unterschicht ist dagegen eine Mutterzentrierung erkennbar (Burger & Seidenspinner 1988; Schröder 1995).

In der bereits erwähnten österreichischen Untersuchung von Kromer (1995) von 11- bis 14jährigen stellen die Mutterbilder, welche Söhne von ihren Müttern haben, die Mutter vor

allem in ihrer Rolle als Versorgerin dar. Bei Mädchen finden sich hingegen häufig Beschreibungen, in denen die Mutter als gute Freundin und als Person, mit der man über alles reden kann, dargestellt wird. Andererseits finden sich aber auch bei den Mädchen abwertende Darstellungen ihrer Mütter (Kromer 1995, S. 66).

In der Literatur wird der Eindruck vermittelt, daß Mütter und Töchter trotz täglichen Beisammenseins und Miteinander-Redens, trotz Nähe und Vertrautheit in „getrennten Welten“ leben. Sichtbar wird dies darin, *„daß die Mütter keine Ahnung haben von den Wünschen, Ängsten und Schwierigkeiten ihrer Töchter bzw. die Töchter nicht wissen, was ihre Mütter beschäftigt. [...] Dieses Leben in 'getrennten Welten' ist den Beteiligten nicht bewußt. Jede verabsolutiert ihren Standpunkt und sieht nicht, daß die andere mit ganz anderen Problemen beschäftigt ist. Dies verhindert, daß Mütter und Töchter über ihre jeweils wichtigsten Probleme miteinander sprechen können und erschwert den Ablösungsprozeß.“* (Burger & Seidenspinner 1988, S. 140).

Storch (1994) bestätigt dieses Ergebnis in ihrer Untersuchung von 12- bis 16jährigen dahingehend, daß sie eine sehr unterschiedliche Konfliktwahrnehmung von Eltern und Kindern feststellt, und zwar vor allem im Bereich der Aufnahme gegengeschlechtlicher Beziehungen (vgl. Kapitel 8.3.1).

### 3.7.1 Die Ablösung von der Mutter

Die Mutter-Tochter-Beziehung wird häufig als Balanceakt zwischen widersprüchlichen Bedürfnissen nach Nähe und Distanz betrachtet. Die psychologische Ablösung von der Mutter in der Pubertät ist in der Regel für Mädchen konfliktreicher als für Jungen. Nach Chodorow (1985) müssen sich Mädchen und Frauen niemals so stark von anderen separieren, um ein eigenes Selbst zu entwickeln, wie dies bei Jungen und Männern der Fall ist. Weil Mütter und Töchter vom selben Geschlecht sind, ist beim Mädchen das erste Liebesobjekt dieselbe Person wie die, mit der es sich später identifiziert, während der Junge sich von seinem ersten Liebesobjekt, der Mutter, abwenden muß, um über die Identifikation mit dem Vater eine männliche Identität zu entwickeln. Aus diesem Grund würden sich Mädchen eher als kontinuierlich mit andern verbunden wahrnehmen (Ariès & Olver 1985).

Die starke Verbundenheit und Identifikation mit der Mutter tritt bereits in der frühpubertären Phase (11 bis 14 Jahre) häufig in Konflikt mit dem Bedürfnis der Tochter, sich abzulösen und diese Abhängigkeitsbeziehung zu überwinden: *„Das Mädchen schwankt zwischen der totalen Ablehnung der Mutter, die ja kindliche Abhängigkeit und Liebe repräsentiert, und dem Gefühl, ein erweitertes Double der Mutter zu sein.“* (Kromer 1995, S. 66). Engel & Hurlmann (1994) bestätigen diese Ablösungsprobleme in der Mutter-Tochter-Beziehung in ihrer Untersuchung von 12- bis 14jährigen.

Die erwachende Sexualität der Tochter spielt im Ablösungsprozeß von der Mutter eine bedeutsame Rolle und scheint den Töchtern zu helfen, zu der für eine Ablösung erforderlichen Abgrenzung von der Mutter zu finden (Burger & Seidenspinner 1988).

### 3.7.2 Wünsche von Müttern und Töchtern

Die Wünsche der Töchter an ihre Mütter und jene der Mütter an die Töchter in der Phase der Adoleszenz werden in der Literatur folgendermaßen beschrieben (Burger & Seidenspinner 1988; Kromer 1995):

Die Töchter wünschen sich oft weniger Einmischung von ihren Müttern. Sie möchten Probleme haben, ohne daß es dann der Mutter zusammen mit ihnen schlecht geht oder die Mutter besserwisserisch reagiert. Töchter wünschen sich, daß die Mutter zuhört und versteht. Töchter möchten gerne eigene Erfahrungen machen können, ohne daß die Mütter diese sofort einschätzen und bewerten.

Umgekehrt wünschen sich die Mütter von ihren Töchtern, daß auch diese ein Stück Distanz wahren und mit ihren Stimmungen und ihrer Kritik die Mütter nicht zudecken und vereinnahmen. Mütter wollen nicht permanent mit dem inneren und äußeren Chaos der Töchter konfrontiert werden. Mütter wünschen sich, daß die Töchter nicht jede Kritik gleichsetzen mit Ablehnung. Mütter möchten auch nicht ständig auf dem Prüfstand stehen und an den hohen Erwartungen ihrer Töchter gemessen werden.

Mütter können die Wünsche der Töchter nach Losgelassenwerden und Eigenständigkeit umso eher erfüllen, je mehr sie eine eigene Lebensperspektive für sich selbst entwickeln (Burger & Seidenspinner 1988).

### 3.8 Die Vater-Kind-Beziehung in der Adoleszenz

Väter scheinen einen wesentlichen Einfluß auf das Wohlbefinden ihrer adoleszenten Kinder zu haben, obwohl sie sich mit ihnen auf einem niedrigeren Interaktionsniveau als Mütter beschäftigen (Acock & Demo 1994, S. 196). Problematisch ist vor allem die häufige Abwesenheit der Väter, die intensive Interaktionen erschwert (Kromer 1995). Aus der Untersuchung von Youniss & Smollar (1985) geht hervor, daß 15- bis 16jährige Jugendliche ihre Mütter mehr und mehr als Personen bzw. als Freundinnen wahrnehmen und weniger als Trägerinnen der Elternrolle; bei Vätern ist eine solche Wahrnehmungsänderung hingegen nicht feststellbar. Die Autoren erklären diese Diskrepanz damit, daß die Umgangsweisen der Väter nicht dazu angetan seien, den Kindern die Gelegenheit zu geben, ihren Vater als Freund zu betrachten. Väter investieren nach diesen Ergebnissen relativ wenig Zeit, um über Alltagsfreuden und -sorgen mit ihren adoleszenten Kindern zu sprechen, und außerdem seien sie offenbar nicht in der Lage, sich gegenüber ihren Kindern auch außerhalb der Vaterrolle als Person darzustellen (Youniss & Smollar 1985).

Kromer (1995) beschreibt für 11- bis 14jährige österreichische Mädchen, daß sie in dieser Altersstufe ein distanzierteres Verhältnis zum Vater haben als Jungen, die häufiger von einem freundschaftlichen Verhältnis zum Vater berichten. Der Grund für die unterschiedliche Beziehungsqualität scheint darin zu liegen, daß die Buben in dieser Altersstufe mit ihren Vätern noch relativ viel gemeinsam unternehmen bzw. gemeinsame Interessen haben (Sport, basteln, etwas reparieren). Die Mädchen hingegen erzählen kaum von gemeinsamen Aktivitäten mit dem Vater. Trotz des besseren Verhältnisses ist die Vorbildfunktion der Väter für die Söhne aber bei weitem nicht so ausgeprägt wie jene der Mütter für die Töchter, was als Folge der „Abwesenheit“ der Väter interpretiert wird (Kromer 1995).

Trotz der häufiger gemeinsam verbrachten Zeit sieht Kromer (1995) im Vater-Sohn-Verhältnis problematische Auswirkungen für die Identitätsfindung von Jungen aufgrund der aus der traditionellen Rollenverteilung resultierenden Abwesenheit der Väter: *„Die ‘abwesenden’ Väter stellen ihre heranwachsenden Söhne vor das Problem, Mann-Sein in erster Linie aus der eigenen Phantasie bzw. aus dem, was allgemein medial vermittelt wird, abzuleiten. Burschen fehlen konkret erlebbare männliche Identitätsfiguren.“* (Kromer 1995, S. 144).

Die Existenz einer „Nicht-Beziehung“ (Schütze 1989b, S. 203) zwischen Vätern und adoleszenten Töchtern bzw. einer eher von Konflikten belasteten Beziehung der Mädchen zum Vater wird auch von Engel & Hurrelmann (1994) in einer Untersuchung an 12-16jährigen SchülerInnen belegt. Burger & Seidenspinner (1988) stellen für 15- bis 19jährige Mädchen schichtspezifische Differenzen im Vater-Tochter-Verhältnis fest: Je höher der soziale Status, desto wichtiger wird der Vater.

Das distanziertere Verhältnis der Mädchen zu ihren Vätern wird häufig mit der Vermutung erotischer Komponenten erklärt. Der Vater fühle sich unbewußt von seiner Tochter angezogen, die Tochter ihrerseits habe in der Pubertät ebenfalls ein Bedürfnis nach der Wieder-



belegung ödipaler Wünsche, die aber aufgrund des Inzestgebots aufgegeben werden müssen und Zurückhaltung im Umgang miteinander nahelegen (Tillmann 1991).

Für eine solche Sichtweise spricht u.a. die Tatsache, daß Väter sich verstärkt dann in Konflikte mit ihren Töchtern einschalten, wenn es um die Kontrolle von Beziehungen zum anderen Geschlecht geht (Burger & Seidenspinner 1988), was mit verdeckten Eifersuchtsstrukturen in Zusammenhang gebracht wird. Der neue Freund wird als Konkurrent um die Liebe der Tochter empfunden, ohne daß der Vater sich und anderen das eingesteht: „*Während er seine Verbote mit Sorge und Fürsorge begründet, spürt die Tochter die 'Doppelbödigkeit', die dahintersteckt und rebelliert dagegen.*“ (Tillmann 1991, S. 102).

Burger & Seidenspinner (1988) zeigen in ihrer Befragung von 15- bis 17jährigen Mädchen, daß sowohl eine zu enge Beziehung zur Mutter als auch zum Vater negative Auswirkungen für das gesamte familiäre Beziehungsgefüge hat. Den größten Gewinn könne die Tochter aus der Beziehung zu ihren Eltern ziehen, wenn Vater und Mutter die Elternrolle gemeinsam ausüben - eine Koalition mit einem Elternteil hingegen wirke sich negativ aus und führe zu Loyalitätskonflikten.

### **3.9 Die Geschwisterbeziehung**

#### **3.9.1 Allgemeine Veränderungstendenzen**

Die Geschwisterbeziehungen bilden innerhalb der Familie ein eigenes soziales Subsystem, das gemeinsame Erfahrungen einschließt (Schmidt-Denter 1993, S. 344). Aufgrund des Rückgangs der Geburtenzahlen ist eine Verringerung der Geschwisterzahl festzustellen und das Aufwachsen als Einzelkind eine durchaus typische Form von Kindheit geworden (Kasten 1995; Wilk 1990a). Das Fehlen von Geschwistern hat zur Folge, daß immer mehr Kinder keine Seitenverwandten besitzen, d.h. daß eine Abnahme der horizontalen und eine Zunahme der vertikalen Verwandtschaftslinien erfolgen wird (Nave-Herz 1994, S. 27), was längerfristig eine noch stärker erlebte unmittelbare soziale Verpflichtung den Eltern (bzw. Großeltern) gegenüber zur Folge haben könnte (Hurrelmann 1994).

Die Ein-Kind-Situation bringt das Kind in eine Minoritätenstellung innerhalb des gesamten Familienverbandes, was neben Verwöhnungseffekten auch zu Entwicklungsdefiziten führen kann (Nave-Herz 1994, S. 26f). Einzelkinder sind in höherem Maße als Geschwisterkinder von der Interaktion mit den Eltern abhängig. Der Geburtenrückgang hat weiters bewirkt, daß es häufig an einer nachbarschaftlichen Freundesgruppe für Kinder und Jugendliche mangelt und Kinder dadurch nicht nur in der Familie, sondern auch in der nächsten Umgebung allein sind. Dadurch wird es notwendig, Kinder und Jugendliche überhaupt miteinander in Kontakt zu bringen, was Eltern (und insbesondere Mütter) verstärkt zu „TransporteurInnen“ (Nave-Herz 1994, S. 28) ihrer Kinder macht.

Außerdem fehlt Jugendlichen ohne Geschwister, wie Tillmann (1992) betont, ein nahezu klassischer Anknüpfungspunkt für Annäherungen an das andere Geschlecht: Die Freunde und Freundinnen der Geschwister, die in den Jugendentagebüchern der 50er Jahre noch eine zentrale Rolle für die Aufnahme gegengeschlechtlicher Beziehungen spielen, kommen heute erheblich seltener vor.

#### **3.9.2 Die Geschwisterbeziehung in der Adoleszenz**

Geschwisterbeziehungen gehören zu den dauerhaftesten und intensivsten sozialen Erfahrungen überhaupt, allerdings sind sie strukturell von größerer Ambivalenz geprägt als Eltern-Kind-Beziehungen, was besonders in der Adoleszenz deutlich wird. Die emotionalen Qualitäten, mit denen sie sich beschreiben lassen, schwanken zwischen Liebe und Haß, Rivalität und Loyalität (Dunn & Plomin 1996; Schmidt-Denter 1993). 11- bis 14jährige berichten bei der Beschreibung der Geschwister zwar auch von Zuneigung, Bewunderung und

gegenseitiger Hilfe, in erster Linie aber von Streit, Feindseligkeit und Rivalität. Es dominieren Ausdrücke wie „Quälgeist“, „Giftzwerg“, „Nervensäge“ (Kromer 1995). Das kulturelle Wertesystem läßt es in Geschwisterbeziehungen offenbar eher als in Eltern-Kind-Beziehungen zu, ambivalente und negative Gefühle wahrzunehmen, auszuleben und zu artikulieren (Kromer 1995; Schütze 1989a).

Pikowsky & Hofer (1992) vermuten, daß die symmetrischen Anteile von Geschwisterbeziehungen wie Gegenseitigkeit und Gleichheit im Verlauf der Jugendzeit zunehmen würden und die asymmetrischen Anteile (Geschwister dienen als Vorbild und geben Unterstützung und Hilfe) im Abnehmen begriffen sind.

Als einflußreich für die Qualität der Geschwisterbeziehung gilt häufig der Altersabstand und die Geschlechterkonstellation (Schütze 1989a, S. 320). Insbesondere ältere Brüder werden als dominant und kontrollierend erlebt, von älteren Schwestern werden vor allem Hilfeleistungen erwartet, wohingegen jüngere Geschwister oft ein Abhängigkeitsverhältnis aufbauen (Schmidt-Denter 1993, S. 344).

Trotz der ambivalenten Gefühlslage ist eine zentrale Bedeutung der Geschwisterbeziehung im familialen Beziehungsgefüge festzustellen. Die entwicklungspsychologische Bedeutung der Geschwisterbeziehung läßt sich durch unterschiedliche Funktionen beschreiben (Schmidt-Denter 1993, S. 345ff):

- Die älteren Geschwister leisten für die jüngeren eine *Pionier-Funktion*, indem sie Freiräume und Privilegien erschließen (z.B. abends länger aufbleiben, länger ausgehen, von den Eltern abweichende Einstellungen vertreten etc.).
- Das geschwisterliche Subsystem kann weiters ein *Gegengewicht zu den Eltern* darstellen, und zwar sowohl im Falle zu großer Nähe als auch zu großer Distanz (Schütze 1989a, S. 313f). Die Geschwister können eine Koalition bilden und somit als stärkerer „Verhandlungspartner“ gegenüber den Eltern auftreten (Nave-Herz 1994, S. 69). O'Brien (1987) nimmt weiters an, daß Geschwister einen zwischen Jugendlichen und ihren Eltern vermittelnden Einfluß ausüben, indem sie sich gegenseitig ermuntern, die eigene Sichtweise und jene der Eltern gleichzeitig zu berücksichtigen. Abgesehen davon sind Kinder und Jugendliche mit Geschwistern innerhalb der Familie weniger auf die ständige Präsenz der Eltern oder eines Elternteils angewiesen, und zwar sowohl bei der Freizeitgestaltung als auch in emotionaler Hinsicht (Nave-Herz 1994, S. 68).
- Während Einzelkinder den elterlichen Erwartungen allein gegenüberstehen, können Geschwister füreinander eine Art *Pufferzone* sein, wenn sich die Eltern mit Forderungen, Ansprüchen, Wünschen oder Kritik auf ein bestimmtes Kind beziehen (Kasten 1995). In dieser Hinsicht können Geschwister auch den Ablösungsprozeß von den Eltern erleichtern (Kromer 1995, S. 72), da hier der/die Jugendliche nicht ausschließlich auf die Eltern oder einen Elternteil verwiesen ist.
- Der Geschwisterbeziehung kann auch eine *therapeutische Funktion* zukommen. Sie fördert Empathie und soziales Verstehen. Gerade im Jugendalter wird die Beziehung zu Geschwistern häufig als *emotional hilfreich* wahrgenommen, den Geschwistern wird eine positive Rolle für das eigene Leben zugeschrieben, und sie werden als wichtige Quelle für Zuneigung und Hilfe betrachtet (Pikowsky & Hofer 1992). In einer Untersuchung von Blyth et al. (1982) geben 92% der Jugendlichen mit Geschwistern diese als wichtige Bezugspersonen an. Geschwisterbeziehungen können unter bestimmten Bedingungen fehlende elterliche Zuwendung ausgleichen und in emotional schwierigen Situationen ausgleichend wirken, so zum Beispiel zur besseren Bewältigung einer Scheidung der Eltern beitragen (Schmidt-Denter 1993).
- Die *Betreuungs- und Lehrfunktion von Geschwistern* ist ebenfalls als wesentlich zu betrachten (Babysitting, wenn die Eltern abends ausgehen; Schulaufgabenhilfe durch ältere Geschwister). Das ältere bringt dem jüngeren Geschwister Dinge aus unterschiedli-

chen Lebensbereichen bei, die es noch nicht kennt, und erweist sich dabei „*oftmals als besserer Lehrmeister als erwachsene Bezugspersonen*“ (Kasten 1995, S. 97; Schmidt-Denter 1993, S. 347). Vordergründig scheinen in erster Linie die jüngeren von den älteren Geschwistern zu profitieren, langfristig ist aber auch der umgekehrte Effekt zu beobachten: die älteren Geschwister profitieren vom „Tutoren-Effekt“ (Kasten 1995, S. 97).

### 3.9.3 Die Situation von Einzelkindern

Die Risiken und Chancen des Einzelkinddaseins werden in der Literatur kontrovers diskutiert. Einzelkinder erhalten zwar die ungeteilte Aufmerksamkeit und Zuwendung der Eltern, und ihnen steht ein größerer Teil der familiären Ressourcen zur Verfügung, auf die sozialen Erfahrungen mit Geschwistern müssen sie allerdings verzichten.

Es läßt sich zeigen, daß unter den Persönlichkeiten mit herausragenden Leistungen (Politiker, Wissenschaftler) der Anteil der Einzelkinder und Erstgeborenen besonders hoch ist (Kasten 1995, S. 100; Schmidt-Denter 1993).

Bei den sozialen Fähigkeiten dagegen werden Einzelkindern Defizite zugeschrieben. Im Vergleich zu spätergeborenen Geschwistern gelten sie als egozentrischer, unbeliebter, ungeselliger und kontaktärmer. Diese Vermutungen erweisen sich allerdings als stereotype Vorurteile und können in der neueren wissenschaftlichen Diskussion nicht bestätigt werden (Kasten 1995, S. 115).

Insgesamt lassen sich typische, verallgemeinerbare Charaktereigenschaften von Einzelkindern kaum belegen. Die Einzelkindsituation ist vielmehr in Zusammenhang mit anderen familiären und außerfamiliären Faktoren zu sehen. Eine größere Bedeutung als das Vorhandensein oder Nicht-Vorhandensein von Geschwistern haben der elterliche Erziehungsstil sowie die Art und Weise, wie in der Familie Gespräche geführt und Probleme behandelt werden (Kasten 1995, S. 132). In der Regel bilden Einzelkinder nur dann besondere Eigenarten aus, wenn sie unter bestimmten Lebensumständen aufwachsen, hinsichtlich derer sie sich von Geschwisterkindern unterscheiden. Diese Lebensumstände können materiell-ökologischer Art (Wohnort, Wohnumgebung, Wohnung), aber auch ökonomischer Art (finanzielle Situation der Familie) sein oder mit dem Bildungsniveau, der Berufstätigkeit und der Schichtzugehörigkeit der Familienmitglieder zusammenhängen (Kasten 1995; Nave-Herz 1994; Schmidt-Denter 1993).

### 3.10 Zusammenfassung

**Seit den 60er Jahren werden Veränderungstendenzen im Eltern-Kind-Verhältnis festgestellt, die von einer zunehmenden Liberalisierung und Kindorientiertheit, von veränderten Erziehungsleitbildern und einer veränderten Bedeutung von Kindern geprägt sind (Nave-Herz 1994; Schütze 1988). Die Familie ist nach wie vor als entscheidende Sozialisationsinstanz von Kindern und Jugendlichen zu betrachten.**

**Nach dem Konzept des Familienzyklus wird die Pubertät als Übergangszeit zwischen zwei Phasen und somit als familiäre Reifungskrise betrachtet (Buddeberg-Fischer 1988). Für Familien mit Jugendlichen werden als zentrale Entwicklungsaufgaben das Ausbalancieren von mehr Freiheit und Verantwortlichkeiten für die Jugendlichen, die Aufrechterhaltung der familialen Stützungsfunktion sowie die Aufrechterhaltung der Motivation der Familienmitglieder genannt (Pikowsky & Hofer 1992). Die Familienstreßforschung eruiert für Familien mit Jugendlichen einen Belastungshöhepunkt (Hofer 1992a).**

**Das Eltern-Kind-Verhältnis unterliegt zwar in der Pubertät einem Wandel (vergrößerte emotionale Distanz, Änderung der Kommunikationsstrukturen und der Machtverhältnisse), was jedoch nicht mit einem Verzicht der Jugendlichen auf die Bindung an die**

Eltern oder die Familie gleichzusetzen ist (Acock & Demo 1994; Storch 1994; Peters 1986). Das Bindungsverhalten verändert sich zwar im Verlauf der Adoleszenz, allerdings scheint die Relevanz der Bindung an die Eltern unverändert bestehen zu bleiben (Storch 1994). Es scheint sich eine neue Form der Bindung zu entwickeln, die nicht mehr auf einseitiger Autorität der Eltern, sondern vielmehr auf gegenseitigem Respekt beruht. Die kindlich-überhöhte Sichtweise von den Eltern weicht einer zunehmend realistischen (Pikowsky & Hofer 1992; Schütze 1992).

Das Verhältnis zur Mutter wird im allgemeinen von den Jugendlichen häufiger als gut bezeichnet als jenes zum Vater. Die Mutter ist eher Bezugs- und Vertrauensperson, sie wird als liebevoller und zärtlicher erlebt (Engel & Hurrelmann 1994; Kromer 1995; Oswald 1989; Oswald & Boll 1992).

Im schichtspezifischen Vergleich gibt es nur wenig konsistente Ergebnisse: Wird einerseits ein besseres Verhältnis Jugendlicher zu ihren Eltern in höheren Schichten konstatiert (Oswald 1989; Schröder 1995), kommt andererseits Kromer (1995) zum Ergebnis, daß Eltern der unteren Mittelschicht einen partnerschaftlicheren Umgang mit ihren Kindern pflegen als Eltern aus niedrigeren oder höheren Sozialschichten.

Für die physische und psychische Entwicklung sowie für das Wohlbefinden von Jugendlichen scheint eine positive emotionale Beziehung zu ihren Eltern von elementarer Bedeutung zu sein (Büchner, Fuhs & Krüger 1996; Gecas & Seff 1991; Schröder 1995).

Bezüglich der Entstehungsbedingungen einer „förderlichen Beziehungswelt“ zwischen Eltern und Jugendlichen werden in der Literatur ein positiv-emotionales bzw. stimulierendes Familienklima (Schneewind 1991), Balanciertheit im Sinne einer Ausgeglichenheit von Kohäsion und Anpassung (Olson 1989), eine Vertrauensbasis zwischen Eltern und Jugendlichen sowie das Eingestehen von Freiräumen (Storch 1994) genannt. Zinnecker & Silbereisen (1996) bezeichnen einen „autoritativen“ elterlichen Erziehungsstil als besonders förderlich für die positive Entwicklung von Kindern und Jugendlichen.

Eine besondere Bedeutung kommt gemeinsamen Alltags- und Freizeitaktivitäten von Eltern und Jugendlichen zu, wobei die Wünsche der Jugendlichen nach symmetrischen Aktionen mit den Eltern nicht immer in die Realität umgesetzt werden (Pikowsky & Hofer 1992). Die gemeinsamen Freizeitaktivitäten von Eltern und Jugendlichen sind etwa bis zum 14. Lebensjahr noch relativ häufig und nehmen dann kontinuierlich ab (Nauck 1989; Kromer 1995).

Positive Kommunikationsstrukturen zwischen Eltern und Jugendlichen sind ein weiterer wesentlicher Faktor für die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung in der Adoleszenz sowie für die Bewältigung des Ablösungsprozesses (Hurrelmann 1994; Kötters, Krüger & Brake 1996; Stary 1989). In der Kommunikation zwischen Eltern und ihren pubertären Kindern zeigen sich alters- und bereichsspezifische Unterschiede: Mit zunehmendem Alter werden die Eltern gegenüber den Gleichaltrigen bei persönlichen und sozialen Problemen als „Enthüllungspartner“ (Seiffge-Krenke 1986, S. 32) unwichtiger, während sie für materielle und qualifikatorische Zukunftsfragen nach wie vor die wichtigsten Berater sind (Büchner, Fuhs & Krüger 1996; Fend 1990; Kötters, Krüger & Brake 1996; Schröder 1995). Geschlechtsspezifische Unterschiede zeigen sich dahingehend, daß einerseits Mädchen häufiger als Jungen das Gespräch mit ihren Eltern suchen (Fend 1990; Kötters, Krüger & Brake 1996; Pazelt 1990) und andererseits die Mutter häufiger als der Vater als Gesprächspartnerin gewählt wird (Oswald & Boll 1992; Pikowsky & Hofer 1992; Youniss & Smollar 1986).

Die Erziehung Jugendlicher hat sich für ihre Eltern aufgrund der mit den neuen Erziehungsstilen und -zielen (Nave-Herz 1994; Schütze 1988) einhergehenden notwendigen Investition von Zeit, Energie und kognitiver Kompetenz sowie aufgrund des Wegfalls allgemeingültiger gesellschaftlicher Normierungen von Ge- und Verboten im Jugendalter (Fend 1990) erschwert.

Als Typen von Erziehungshaltungen nennt Baacke (1991) Kontrolle, Akzeptanz der Distanzierung sowie Austausch von Kompetenzen zwischen Eltern und Jugendlichen. Geschlechtsspezifische Unterschiede werden sowohl im Erziehungsverhalten von Vätern und Müttern als auch in den unterschiedlichen Erziehungszielen für Söhne und Töchter festgestellt (Burger & Seidenspinner 1988; Pazelt 1990). Das Strafverhalten in Familien mit Jugendlichen gestaltet sich insgesamt relativ moderat; Fernsehverbot steht an erster Stelle der angewandten Strafen, während körperliche Züchtigung kaum eine Rolle zu spielen scheint (Büchner, Fuhs & Krüger 1996).

Insgesamt zeigt sich eine hohe Übereinstimmung und Zufriedenheit Jugendlicher mit dem Erziehungsstil ihrer Eltern (Jugendwerk der Deutschen Shell 1992; Oswald & Boll 1992; Schröder 1995), allerdings kann die zunehmende Liberalisierung der Erziehungsstile von Jugendlichen auch als problematisch erlebt werden. Das ist dann der Fall, wenn es kaum allgemeingültige Regeln und Normen gibt, die Erwachsenen ihre Leitbildfunktion verlieren und die Eltern als „Reibebäume“ ausscheiden (Buchmann 1989; Hurrelmann 1994; Kromer 1995; Schröder 1995).

Das elterliche Erziehungsverhalten wird von Jugendlichen dann als positiv erlebt, wenn ihre Interessensäußerungen von den Eltern respektiert werden, ihre Freiheitspielräume nicht zu sehr eingeengt werden, das Familienleben durch gegenseitiges Verstehen und Nähe geprägt ist und elterliches Strafverhalten nur selten zum Tragen kommt (Büchner, Fuhs & Krüger 1996; Büchner & Krüger 1991; Engel & Hurrelmann 1994; Oswald 1989; Storch 1994). Für die Eltern ist es allerdings keine einfache Aufgabe, die hier eingeforderte „delikate Balance von Verbundenheit und zugestandener Individualität“ (Schneewind 1991, S. 174) zu finden. Sie müssen ihr Verhalten bewußt zwischen einer Bindung und Lenkung ihrer Kinder und einer Gewährung von Freiheiten ausbalancieren (Kromer 1995).

Wesentlich für die Bewältigung dieser schwierigen Aufgabe kann es für Eltern von Jugendlichen sein, Dissens und Konflikte zuzulassen und sich vor allem der Stufenabfolge der Entwicklung Jugendlicher bewußt zu sein, d.h. das Wissen darum, daß jugendliche Experimente und schwierige Phasen auch einmal einen Abschluß finden (Storch 1994).

Erschwert wird das Zusammenleben mit Jugendlichen durch eine Reihe von strukturellen Unterschieden: Eltern von Jugendlichen müssen demnach lernen, unterschiedliche Zukunftsperspektiven, Entwicklungsaufgaben und physische Gegebenheiten sowie den unterschiedlichen Grad der Integration in das gesellschaftliche System (Pikowsky & Hofer 1992; Storch 1994) zu akzeptieren. Sie müssen weiters im Verlauf des Erwachsenwerdens ihrer Kinder zumindest einen Teil ihrer „Eltern-Identität“ aufgeben (Kohlendorfer, Baumann & Merl 1994). Die elterliche Reaktion auf diese Veränderungen ist häufig eine gewisse Ambivalenz (Pikowsky & Hofer 1992; Stary 1989).

Die Qualität der Partnerbeziehung von Eltern mit Jugendlichen wird im Vergleich zu anderen Stadien der Familienkarriere als eher niedrig eingeschätzt (Gecas & Seff 1991). Am wahrscheinlichsten erscheint dabei eine wechselseitige Einflußnahme sowohl der niedrigen Elternzufriedenheit auf die Eltern-Kind-Beziehung als auch der Konflikte mit dem Jugendlichen auf die Ehebeziehung der Eltern (Pikowsky & Hofer 1992).

Die Mutter-Tochter-Beziehung scheint in der Adoleszenz die intensivste Familienbeziehung zu sein, die Mutter stellt für die Tochter eine zentrale Person dar (Schütze 1992), Söhne hingegen haben häufig eine weniger intensive Beziehung zur Mutter (Kromer 1995). Trotz der starken Verbundenheit von Müttern und Töchtern leben beide aber in „getrennten Welten“ und wissen teilweise nur sehr wenig übereinander (Burger & Seidenspinner 1988, Storch 1994). Die Ablösung der Töchter von ihren Müttern gestaltet sich aufgrund der starken Verbundenheit und Identifikation oftmals konfliktreicher als die Ablösung von Söhnen (Engel & Hurrelmann 1994; Kromer 1995). Die erwachende Sexualität der Töchter spielt eine zentrale Rolle im Ablösungsprozeß von der Mutter (Burger & Seidenspinner 1988).

Väter beschäftigen sich mit ihren adoleszenten Kindern auf einem niedrigeren Interaktionsniveau als Mütter (Acock & Demo 1994), wobei ihre aus der traditionellen Rollenteilung resultierende und die Identitätsfindung vor allem der Söhne beeinflussende häufige Abwesenheit eine wesentliche Rolle spielt. Jungen berichten vielfach von einer positiven Beziehung und gemeinsamen Unternehmungen mit dem Vater (Kromer 1995), für Mädchen wird hingegen ein wesentlich distanzierteres Verhältnis zum Vater konstatiert (Engel & Hurrelmann 1994; Kromer 1995; Schütze 1992). Dies wird mit der Vermutung erotischer Komponenten und deren Regulierung durch das Inzestgebot erklärt (Tillmann 1991).

Sowohl eine zu enge Beziehung zur Mutter als auch zum Vater kann negative Auswirkungen für das gesamte familiäre Beziehungsgefüge haben, weil sie häufig Koalitionen und Loyalitätskonflikte nach sich zieht. Am positivsten scheint eine partnerschaftliche Ausübung der Elternrolle von Mutter und Vater zu sein (Burger & Seidenspinner 1988).

Geschwisterbeziehungen können sowohl von Kooperation, Sympathie und Hilfsbereitschaft als auch von Neid, Konkurrenz und Rivalität geprägt sein und weisen in der Adoleszenz häufig eine große Ambivalenz auf (Schütze 1989a; Kromer 1995; Schmidt-Denter 1993). Innerhalb des Familiengefüges haben Geschwisterbeziehungen eine zentrale Bedeutung, wobei die Geschwister vielfältige Funktionen erfüllen: Sie leisten Pionier-Funktionen für die jüngeren Geschwister (Schmidt-Denter 1993), bilden ein Gegengewicht zu den Eltern und können so als „Pufferzone“ wirken und den Ablösungsprozeß von den Eltern erleichtern (Kasten 1995; Kromer 1995; Nave-Herz 1994; Schütze 1989a). Geschwister übernehmen weiters eine emotional stabilisierende Rolle, und ihnen kommt auch eine umfassende Betreuungs- und Lehrfunktion zu (Kasten 1995; Pikowsky & Hofer 1992; Schmidt-Denter 1993).

#### 4 Jugendliche in unterschiedlichen Familienformen

Trotz der nach wie vor bestehenden quantitativen Dominanz der Kernfamilie ist in den letzten Jahrzehnten eine Zunahme von Familienformen zu beobachten, „die nicht dem *‘Normalitätsmuster’* im Hinblick auf den Elternbildungsprozeß und auf die Rollenzusammensetzung entsprechen.“ (Nave-Herz 1994, S. 8), d.h. von nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften mit Kindern, Einelternteilfamilien, Stieffamilien.

In neueren Untersuchungen zu diesem Thema wird vermutet, daß es kein bestimmtes Familienmodell gibt, das eine gesunde Entwicklung von Kindern und Jugendlichen sicherstellen könnte (Nave-Herz 1994). Vielmehr scheint eine Reihe von Kriterien zu existieren, die in jeder Eltern-Kind-Beziehung eingelöst sein müssen, „wenn nicht erhebliche Risiken für die Gesundheit in Kauf genommen werden sollen. Zu diesen Kriterien gehören insbesondere die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung (Anregungsreichtum, Berücksichtigung persönlicher

*Eigenschaften, gegenseitige Akzeptanz usw.) und die Qualität der Partnerbeziehung der erwachsenen Bezugspersonen.*“ (Hurrelmann 1994, S. 128).

Acock & Demo (1994) belegen in einer Befragung von Müttern 5- bis 18jähriger Kinder wesentlich größere Differenzen für Kinder und Jugendliche *innerhalb* einzelner Familientypen als *zwischen* den von ihnen untersuchten Familientypen (Kernfamilien, Scheidungsfamilien, Einelternteilfamilien, Stieffamilien). Sie finden eine Bestätigung der familialen Konflikthypothese, wonach das Ausmaß der innerhalb einer Familie erlebten Konflikte einen größeren Einfluß auf das kindliche Wohlbefinden habe als die jeweilige Familienform. Acock & Demo (1994) finden weiters keine Unterschiede nach der Familienform in den Erziehungszielen und Wertvorstellungen der Eltern, den familialen Regeln und den Erwartungen an bzw. für die Kinder und Jugendlichen, sowie der elterlichen Kontrolle über die Kinder.

Größere Einflüsse auf das Wohlbefinden von Kindern und Jugendlichen als die Familienform haben familiäre Ressourcen wie Bildungsniveau der Eltern, ökonomische Ressourcen, Haushaltsgröße etc. (Acock & Demo 1994, S. 188ff; Nave-Herz 1994).

#### **4.1 Einelternteilfamilien**

Als Einelternteilfamilien bzw. alleinerziehende Eltern werden jene Familien bezeichnet, in denen ein Elternteil (Vater oder Mutter) die alltägliche Erziehungsverantwortung für ein Kind (bzw. für mehrere Kinder) besitzt, mit dem es in einer Haushaltsgemeinschaft wohnt (Nave-Herz 1994, S. 91). Auf die Problematik der begrifflichen Bestimmung und Abgrenzung kann hier nicht näher Bezug genommen werden (Clason 1989; Napp-Peters 1985; Noack 1992b). Wesentlich ist eine Differenzierung der Einelternteilfamilien nach der Entstehungsursache (Alleinerziehung, Scheidung, Trennung, Tod) sowie nach der alleinerziehenden Person (Vater- bzw. Mutterfamilie) (Napp-Peters 1985; Nave-Herz 1994).

Bezüglich Mutterfamilien aufgrund lediger Mutterschaft zeigt sich, daß *„die vielfach vertretene Defizit-These, die die Sozialisation insbesondere von Kindern lediger Mütter als sozial benachteiligend beurteilt, in dieser monokausalen Formulierung nicht weiter aufrechtzuerhalten ist und eher von einer Differenzierungsthese ausgegangen werden sollte, die zunächst die Gleichwertigkeit von Familienformen im Hinblick auf ihre Sozialisationsleistung unterstellt und nach spezifischen Unterschieden fragt.*“ (Nave-Herz 1994, S. 100). Zu differenzieren ist nach dem Grund und der Länge der Vater- bzw. Mutterabwesenheit, dem Alter und Geschlecht des Kindes, der Zahl und dem Geschlecht der Geschwister, der eigenen Stellung in der Geschwisterreihe, dem Vorhandensein von Großeltern und ihrem Verhältnis zu den Kindern etc. (Nave-Herz 1994, S. 93).

Für Einelternteilfamilien aufgrund von Scheidung oder Trennung ergibt sich eine besondere Belastung in der häufig stark konfliktreichen Zeit vor der Trennung. Nave-Herz (1994) zieht den Schluß, daß für Kinder bzw. Jugendliche *„dauernd affektiv ausgetragene Auseinandersetzungen sozialisationsschädigender sein können als der fehlende Einfluß eines Elternteils.*“ (Nave-Herz 1994, S. 101). Offenbar wirkt sich das Trennungserlebnis selbst weniger folgenschwer aus als die elterlichen Konflikte, die mit der Auflösung der Partnerschaft verbunden sind, vor allem, wenn diese über den Bruch der Beziehung hinweg anhalten (Furstenberg & Seltzer 1986; Peterson & Zill 1986).

Für Kinder und Jugendliche wie für ihre Eltern beginnt im Fall einer Scheidung oder Trennung das Leben in der Einelternteilfamilie mit dem Verlust einer ihnen nahestehenden Person, d.h. mit einer krisenhaften Entwicklung, die es zu verarbeiten gilt und die häufig mit weiteren drastischen Veränderungen wie Umzug und Schulwechsel einhergeht (Napp-Peters 1985; Noack 1992b). So ist vor allem die erste Phase in der Einelternteilfamilie aufgrund Scheidung/Trennung häufig besonders problembehaftet (Nave-Herz 1994, S. 99).

Auswirkungen des Lebens in Einelternteilfamilien auf die Beziehungen zwischen Eltern und Jugendlichen sowie auf die Entwicklung des Jugendlichen zeigen sich weniger in der Fami-

lienstruktur, als vielmehr in den häufig mit der Einelternteilfamilie verbundenen finanziellen Schwierigkeiten, die problemverstärkend wirken können (Beham & Wilk 1990; Gecas & Seff 1991, S. 213). Die Belastungen und Schwierigkeiten hinsichtlich der ökonomischen Lage, Berufstätigkeit, Wohnsituation etc. entsprechen bei Einelternteilfamilien zwar dem Typ nach jenen anderer Familien. Da sie allerdings nicht arbeitsteilig bewältigt werden, ergeben sie eine ungünstigere Ausgangssituation, und ihre erfolgreiche Bewältigung erfordert effizientere Strategien, eine größere Belastbarkeit und erhebliche Abstriche in einigen Lebensbereichen (Noack 1992b, S. 295).

Eine zentrale Rolle für das psychosoziale Wohlergehen der Kinder und Jugendlichen spielt jenes ihrer alleinerziehenden Eltern, wobei es aber auch wechselseitige Effekte im Wohlbefinden gibt, d.h. umgekehrt von den Eltern auf die Kinder (Noack 1992b). Wesentlich ist in Scheidungsfamilien auch die Beziehung der Kinder zum nicht-sorgeberechtigten Elternteil. Diese ist unmittelbar nach der Scheidung bzw. Trennung oft sehr intensiv und weist dann relativ rasch eine gewisse Entfremdung auf, was sich in einer rückläufigen Besuchstendenz äußert (Napp-Peters 1985, S. 90).

Auswirkungen auf das Wohlbefinden der Kinder und Jugendlichen hat weiters das eventuelle Vorhandensein eines neuen Partners/einer neuen Partnerin des alleinerziehenden Elternteils. Einerseits können die Effekte in Richtung größerer Unterstützung und daraus resultierender Entlastung des alleinerziehenden Elternteils gehen; andererseits müssen Rollen und Beziehungen neu definiert werden, was zu nicht unerheblichen Konflikten führen kann (Acock & Demo 1994, S. 189).

Einen wesentlichen Beitrag zum Umgang der Eltern mit der AlleinerzieherInnensituation scheinen die verfügbaren Ressourcen darzustellen, und zwar sowohl interne (Wertehaltungen, Einstellungen, problemzentrierte Bewältigungsstrategien) als auch externe (soziale Kontakte und Netzwerke, gesellschaftliche Unterstützung) Ressourcen: *„In dem Maß, in dem alleinerziehende Eltern auf interne und externe Ressourcen [...] zurückgreifen können, verringert sich das Risiko für problembehaftete psychosoziale Entwicklungen.“* (Noack 1992b, S. 300).

Nicht eindeutig geklärt ist die Bedeutung der Geschlechterkonstellation für die Eltern-Kind-Beziehung in Einelternteilfamilien. Vermutet wird eine problemfreiere Beziehung zwischen alleinerziehendem Elternteil und gleichgeschlechtlichen Kindern (Noack 1992b; Peterson & Zill 1986). Hetherington (1989) ermittelt verstärkte Konflikte vor allem zwischen männlichen Jugendlichen und ihren Müttern, bei weiblichen Jugendlichen hingegen nur, wenn diese früh in die Pubertät kommen - ein Entwicklungsschritt, dessen Zusammenhang mit interpersonellen Spannungen auch für biologische Kernfamilien berichtet wird (Steinberg 1989).

Vor allem in Scheidungsfamilien scheint die Gefahr zu bestehen, daß der/die Alleinerziehende seine emotionellen Bedürfnisse auf das Kind überträgt und es zu einer sehr engen, symbiotischen Beziehung kommen kann (Nave-Herz 1994, S. 102). Nach den Ergebnissen von Wallerstein & Blakeslee (1992) ist vor allem die Mutter-Tochter-Beziehung in Einelternteilfamilien häufig sehr eng, was durchaus positive Auswirkungen haben kann. Eine zu ausgeprägte wechselseitige Abhängigkeit führe allerdings zu einer Überforderung der Tochter. Für die Mutter-Sohn-Beziehung betonen Wallerstein & Blakeslee (1992) weniger die Problematik des Kindes als Partnerersatz, sondern vielmehr die Tendenz der Mütter, emotional nicht von ihren Söhnen, die sie an den Ex-Mann erinnern, abhängig sein zu wollen. Den Versuch, die dafür nötige Distanz zu wahren, würden Jungen häufig als Zurückweisung ihrer Person interpretieren.

Da das elterliche Modell fehlt, werden speziell hinsichtlich der Beziehungen zum anderen Geschlecht Auffälligkeiten vorhergesagt. Annahmen in diese Richtung, die sich deutlich stärker auf Mädchen als auf Jungen beziehen, fehlt jedoch bislang eine sichere empirische Basis (Noack 1992b). Walper (1991) stellt im Vergleich zu Mädchen aus biologischen Kernfamilien bei Mädchen in der Anfangszeit des Lebens in der Einelternteilfamilie einen



stärkeren Wunsch nach Liebesbeziehungen fest. Zu ähnlichen Ergebnissen kommen Wallerstein & Blakeslee (1992).

Amato (1987) kommt hinsichtlich der Geschwisterbeziehungen in Einelternteilfamilien zum Ergebnis, daß Kinder in Einelternteilfamilien ihre Beziehung zu Geschwistern negativer beurteilen als Kinder in biologischen Kernfamilien. Andere Untersuchungen hingegen betonen die emotionale Unterstützung von Geschwistern, welche eine gewisse Kontinuität und Stabilität vermitteln und so zu größerer emotionaler Sicherheit beitragen können (Beelmann & Schmidt-Denter 1991, S. 188; Wallerstein & Blakeslee 1992, S. 145).

Insgesamt entwickelt sich die Mehrheit der Kinder alleinerziehender Eltern unproblematisch. Es ergeben sich allerdings Variationen in Abhängigkeit vom Typus der Einelternteilfamilie, wobei die Prognosen für die Kinder lediger Mütter, denen ein Verlusterlebnis wie auch möglicherweise fortdauernde Konflikte erspart bleiben, am günstigsten zu sein scheinen (Noack 1992b, S. 304). Für Scheidungskinder hingegen eruieren Wallerstein & Blakeslee (1992) noch nach 15 Jahren Nachwirkungen der Scheidung.

## 4.2 Stieffamilien

Stieffamilien sehen sich, wie auch Einelternteilfamilien, einer Reihe von Vorurteilen gegenüber, welche aus einer defizitären Betrachtung dieser Familienform resultieren und sich u.a. im alltäglichen Sprachgebrauch manifestieren. Vor allem im kirchlichen Bereich werden Stigmatisierungen deutlich (Wilk 1990b).

Ein wesentlicher Unterschied zwischen biologischen Kernfamilien und Stieffamilien sind die unterschiedlichen Erfahrungshintergründe, die daraus resultieren, daß in Stieffamilien nicht alle Familienmitglieder auf eine gemeinsame Familiengeschichte zurückblicken: *„Stiefeltern treffen vielmehr auf eine mehr oder weniger eingespielte Teilfamilie, in der das Zusammengehörigkeitsgefühl von Eltern und Kindern auf geteilte Erlebnisse und Erfahrungen zurückgeht und über viele Jahre gewachsen ist. [...] Der nicht sorgeberechtigte Elternteil hat auch über die gemeinsame Vergangenheit hinaus konkrete Auswirkungen auf alle Mitglieder der Stieffamilie.“* (Klein-Allermann 1992, S. 324; Nave-Herz 1994, S. 110). Problematisch ist, daß es für Stiefeltern kaum klare Rollendefinitionen gibt, was zu Rollenambiguität und Konflikten führen kann. Stiefmütter haben im allgemeinen mit mehr Vorurteilen zu rechnen als Stiefväter (Nave-Herz 1994; Visher & Visher 1987).

Die Situation der Kinder in Stieffamilien ist häufig von Loyalitätskonflikten dem biologischen Elternteil gegenüber geprägt. Während der Einelternteilphase werden häufig Versöhnungsfantasien ausgebildet und teilweise über lange Zeit Hoffnungen aufrechterhalten, die Mutter oder der Vater würde eines Tages wieder zurückkehren. Eine neue Partnerschaft macht dem Kind dann deutlich, daß die Trennung wohl doch endgültig ist. Viele Kinder befürchten auch den Verlust der engen Vater- oder Mutterbeziehung, die sich während der Einelternteil-Situation ausgeprägt hatte (Nave-Herz 1994, S. 110).

Aus der Sicht des neuen Paares scheint Stiefkindern, im Gegensatz zu leiblichen Kindern, keine ehestabilisierende Funktion zuzukommen. Vielmehr scheinen sie häufig Anlaß für familiäre Auseinandersetzungen zu sein. (Klein-Allermann 1992, S. 318).

Als wesentlicher Einflußfaktor wird das Alter der Kinder zum Zeitpunkt der Stieffamiliengründung betrachtet. Relativ durchgängig wird ein höheres Ausmaß an kindlichen Verhaltensauffälligkeiten, eine ablehnendere Haltung von Stiefkindern gegenüber ihrem Stiefelternanteil sowie ein insgesamt höheres Ausmaß an familialen Konflikten in Familien mit Kindern in der Prä- und Frühadoleszenz festgestellt (Hetherington 1991; Zill 1988).

Für die größeren Anpassungsschwierigkeiten von Kindern insbesondere im Alter zwischen 9 und 15 Jahren führt Klein-Allermann (1992, S. 321f) folgende Gründe an:

1. Zum einen steigt in der Pubertät das Interesse der Kinder am nichtsorgeberechtigten Elternteil an (Wallerstein & Kelley 1980). Kinder in diesem Altersabschnitt sehen sich vermutlich eher Loyalitätskonflikten ausgesetzt und suchen nach einem Weg, wie sie den nicht-sorgeberechtigten Elternteil und gleichzeitig ihren im gemeinsamen Haushalt lebenden Familienangehörigen gerecht werden können.
2. Zum anderen scheinen Stiefeltern häufig den Zeitpunkt für ein gemeinsames Kind dann zu wählen, wenn die bereits in der Stieffamilie lebenden Kinder in die Adoleszenz kommen. Die Eltern werden dadurch einerseits mit Entwicklungsaufgaben, die den Übergang zur Elternschaft kennzeichnen, konfrontiert, müssen sich aber andererseits auf die Bedürfnisse eines nach Unabhängigkeit strebenden Jugendlichen einstellen. Aus diesem Zusammenfallen verschiedener, asynchron auftretender Entwicklungszyklen können sich Probleme ergeben.

Problemanfällig ist in erster Linie die Beziehung der Mädchen zu ihren Stiefeltern. Während sich nach etwa zwei Jahren ein kameradschaftliches Vater-Sohn-Verhältnis einzustellen scheint, fällt es Stieftöchtern weiterhin schwer, sich auf die neue Situation einzustellen (Klein-Allermann 1992). Ein Grund ergibt sich aus der Tatsache, daß die für biologische Kernfamilien geltende Norm des Inzesttabus für Stieffamilien nur bedingt Gültigkeit hat und daraus gerade in der Pubertät der (Stief-)Kinder Probleme und Unsicherheiten im Umgang mit Intimität resultieren können (Krähenbühl et al. 1987). Vermutlich fühlen sich Mädchen in Stiefvaterfamilien aufgrund ihres häufig besonders engen und gleichberechtigten Verhältnisses zur Mutter während der Ein-Elternteil-Phase auch durch das Hinzukommen des Stiefvaters zurückgesetzt (Clingempeel et al. 1984).

Als zentral für die Entwicklung eines tragfähigen Beziehungsnetzes in Stieffamilien wird der Aufbau eines neuen familialen Selbstverständnisses betrachtet. Stieffamilien müßten ihre Andersartigkeit akzeptieren und sollten sich nicht am Ideal der biologischen Kernfamilie orientieren (Friedl & Maier-Aichen 1991, S. 261ff; Klein-Allermann 1992, S. 325; Krähenbühl et al. 1987, S. 95ff).

### 4.3 Zusammenfassung

**In den letzten Jahrzehnten ist ein Anstieg verschiedener Familienformen, die nicht der Kernfamilie entsprechen, zu verzeichnen. Untersuchungsergebnisse weisen darauf hin, daß für das Wohlbefinden von Kindern und Jugendlichen die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung wesentlicher ist als das Aufwachsen in einer bestimmten Familienform (Hurrelmann 1994; Nave-Herz 1994) und daß die innerhalb der einzelnen Familienformen größere Unterschiede zu finden sind als zwischen ihnen (Acock & Demo 1994).**

**Für Einelternteilfamilien ist insbesondere nach ihrer Entstehungsursache und nach der alleinerziehenden Person zu unterscheiden (Napp-Peters 1985; Nave-Herz 1994). Auswirkungen auf die Beziehung zwischen Eltern und Jugendlichen sowie auf die Entwicklung von Jugendlichen zeigen sich vorrangig in den finanziellen Schwierigkeiten, die mit dieser Familienform häufig in Zusammenhang stehen (Beham & Wilk 1990; Gecas & Seff 1991; Noack 1992b). Eine zentrale Rolle spielt weiters das psychosoziale Befinden des alleinerziehenden Elternteils, das eventuelle Vorhandensein eines neuen Partners/Partnerin sowie die internen und externen Ressourcen und Bewältigungsstrategien der Eltern (Acock & Demo 1994; Napp-Peters 1985; Noack 1992b).**

**Vermuten läßt sich eine eher problemfreiere Beziehung zwischen alleinerziehendem Elternteil und gleichgeschlechtlichen Kindern (Noack 1992b; Peterson & Zill 1986), wobei die Konflikte zwischen Müttern und Töchtern sich nur dann zu verstärken scheinen, wenn die Töchter früh in die Pubertät kommen (Hetherington 1989; Steinberg 1989).**

In Scheidungsfamilien besteht eine sehr enge Mutter-Tochter-Beziehung, die Mutter-Sohn-Beziehung ist häufig geprägt vom Wunsch der Mutter, zum Sohn, der sie an den Ex-Mann erinnert, eine gewisse Distanz zu bewahren, was von den Söhnen als Zurückweisung ihrer Person interpretiert werden kann (Nave-Herz 1994; Wallerstein & Blakeslee 1992).

Weiters werden speziell für Mädchen aus Einelternteilfamilien Verhaltensauffälligkeiten bei der Kontaktaufnahme zum anderen Geschlecht vorhergesagt (Noack 1992b). Obwohl ein stärkerer Wunsch nach Liebesbeziehungen bei Mädchen in der Anfangszeit des Lebens in der Einelternteilfamilie festgestellt wird (Wallerstein & Blakeslee 1992; Walper 1990), fehlt diesen Annahmen jedoch bisher die empirische Basis.

Insgesamt scheint sich die Mehrheit der Kinder alleinerziehender Eltern unproblematisch zu entwickeln, wobei sich für Kinder lediger Mütter, denen ein Verlusterlebnis und eventuell fortbestehende Konflikte wie im Fall einer Scheidung erspart blieb, die günstigsten Prognosen ergeben (Noack 1992b).

Die Situation von Kindern und Jugendlichen in Stieffamilien ist häufig von Loyalitätskonflikten dem biologischen Elternteil gegenüber geprägt, jene der Stiefeltern von Rollenambiguität. Durchgängig wird ein höheres Ausmaß an familialen Konflikten in Stieffamilien mit Kindern in der Prä- und Frühadoleszenz gefunden (Hetherington 1991; Zill 1988), was Klein-Allermann (1992) zum einen auf das in der Pubertät verstärkt erwachende Interesse der Jugendlichen am nicht-sorgeberechtigten Elternteil, zum anderen auf die häufig während dieser Phase erfolgende neue Elternschaft des (neuen) Elternpaars und die aus dem Zusammenfallen verschiedener Entwicklungszyklen resultierenden Probleme zurückführt.

Als problematisch wird vor allem die Beziehung der Mädchen zu ihren Stiefeltern, insbesondere den Stiefvätern, geschildert (Klein-Allermann 1992). Ursachen dafür werden einerseits in der in Stieffamilien nur bedingt geltenden Norm des Inzesttabus (Krähenbühl et al. 1987) sowie in der durch den Stiefvater beeinträchtigten engen Beziehung zwischen Mutter und Tochter (Clingempeel et al. 1984) vermutet.

Wesentlich für die Entwicklung eines tragfähigen Beziehungsnetzes in Stieffamilien scheint der Aufbau eines neuen familialen Selbstverständnisses zu sein (Friedl & Maier-Aichen 1991; Klein-Allermann 1992; Krähenbühl et al. 1987).

## **5 Konflikte zwischen Eltern und Jugendlichen**

### **5.1 Das Konfliktniveau in Familien mit Jugendlichen**

Ein seit Jahrzehnten stabiles Ergebnis soziologischer Jugendbefragungen in unterschiedlichen westlichen Industrieländern ist, daß die überwiegende Mehrheit der Jugendlichen angibt, ein gutes Verhältnis zu ihren Eltern und wenig grundlegende Konflikte mit ihnen zu haben (Engel & Hurrelmann 1994; Oswald 1989; Schröder 1995).

Die von vielen Eltern erwartete „Pubertätskrise“ muß also keinesfalls notwendigerweise auftreten (vgl. Kapitel 2.1 und 2.2). Fend (1990) beschreibt den Übergang von der Kindheit in die Adoleszenz eher von Stabilität und kontinuierlichen Entwicklungssträngen gekennzeichnet als von Aufruhr und Destabilisierung. Insgesamt sei es nicht gerechtfertigt, davon auszugehen, „daß sich das Eltern-Kind-Verhältnis heute beim Übergang von der Kindheit in die Adoleszenz besonders krisenhaft und konfliktreich gestaltet.“ (Fend 1990, S. 100).

Zwar nimmt die Konflikthäufigkeit zwischen Eltern und Jugendlichen in der Adoleszenz zu, die Eltern spielen als Vorbilder eine geringere Rolle, und die Jugendlichen erschließen sich zunehmend eigene Lebensbereiche neben der Beziehung zu den Eltern - dies sind jedoch keine Indizien für eine Etikettierung der Eltern-Kind-Beziehung in der Adoleszenz mit dem Schlagwort vom „Generationenkonflikt“ (Allerbeck & Hoag 1985; Tillmann 1991). Für das Vorhandensein eines solchen gibt es *„keine Belege, selbst wenn die Beziehung zwischen Eltern und Jugendlichen eine andere Qualität als jene zwischen Freunden und auch eine andere Qualität als vor der Adoleszenz zu haben scheint.“* (Pikowsky & Hofer 1992, S. 207).

Der unterstellte „Generationenkonflikt“ spielt sich weniger auf der familialen als auf der gesellschaftlichen Ebene ab: Kritik der Jugendlichen an den Erwachsenen an sich wird ungleich schärfer formuliert als an den eigenen Eltern (Jugendwerk der Deutschen Shell 1985; Schütze 1989b). So wäre also weniger nach Konflikten zu fragen als vielmehr danach, warum die Jugendlichen ihre eigenen Eltern in einem positiveren Licht darstellen als die anderen Erwachsenen.

## **5.2 Konflikte als notwendiger Bestandteil von Eltern-Kind-Beziehungen im Jugendalter**

Fend (1990) stellt in einer Längsschnittuntersuchung von 12- bis 16jährigen Jugendlichen fest, daß die Distanzierungsprozesse von den Eltern nicht notwendigerweise von einem rapiden Anstieg der Dissens- und Konfliktpunkte zu Hause begleitet sind. Vielmehr zeige sich ein kompliziertes Bild, das zudem für Mädchen und Jungen unterschiedlich aussieht: Mädchen haben demnach im 13. Lebensjahr den höchsten Dissens mit den Eltern, dann nimmt er kontinuierlich bis zum 16. Lebensjahr ab. Die Jungen zeigen zwei Jahre später, also im 15. Lebensjahr, den höchsten Dissens. Dies verweist auf den Trend, daß bestimmte Probleme bei Mädchen zwei Jahre früher virulent werden als bei Jungen (Fend 1990, S. 99ff sowie Kapitel 2.1).

Trotz des zunehmenden Ablösungsbedürfnisses der Jugendlichen von ihren Eltern sowie der (geschlechtsspezifisch unterschiedlichen) Zunahme der Konflikthäufigkeit (Pikowsky & Hofer 1992; Storch 1994) muß allerdings berücksichtigt werden, daß einerseits Unterschiede und Nichtübereinstimmung nicht unbedingt zu Konflikten führen müssen, und andererseits manche Unterschiede gewollt werden, so z.B. eine bessere Ausbildung der Kinder (Oswald 1989).

Widersprüchlich erscheint das Ergebnis, daß trotz allgemein positiver emotionaler Beziehungen zwischen Eltern und Jugendlichen (vgl. Kapitel 3.3) die Konflikthäufigkeit steigt, nur dann, wenn das Auftreten von Konflikten gleichgesetzt wird mit der Verschlechterung von Beziehungen. Auch in Eltern-Kind-Beziehungen, die durch eine große kommunikative Intensität und eine positive emotionale Bindung geprägt sind, gehören Konflikte zum alltäglichen Erscheinungsbild. Es ist also wesentlich, zwischen dem *Auftreten* von Konflikten und ihren *Auswirkungen* zu unterscheiden (Storch 1994).

Storch (1994) betont in ihrer Untersuchung von 12- bis 16jährigen, daß zwischen innerfamiliären Meinungsverschiedenheiten und der Qualität der Eltern-Kind-Beziehung kein linearer Zusammenhang bestünde. Vielmehr komme Konflikten eine gewichtige Funktion im Dienste der Identitätsfindung Jugendlicher zu, sodaß es für die Eltern notwendig sei, sich mit ihren Kindern in der Adoleszenz auf Konflikte einzulassen. Der konstruktive Konflikt mit den Eltern habe für die Jugendlichen zu Beginn ihrer psychischen Selbstwerdung die Funktion des „elterlichen Spiegels“: *„Auf der Basis einer sicheren Bindung sind es zuerst die Eltern, mit denen die Jugendlichen es wagen können, das Risiko einer Auseinandersetzung einzugehen, um im Rahmen gegenseitigen Vertrauens und mit der Sicherheit, im Notfall aufgefangen zu werden, die eigenen Kräfte zu messen und die Validität der eigenen, noch ungeprüften Meinungen auszuprobieren.“* (Storch 1994, S. 73). Die Eltern tun den Jugendlichen

also keinen Gefallen, wenn sie aus einem Harmoniebestreben heraus Konflikte zu vermeiden versuchen.

Negativ wirken sich Alltagskonflikte zwischen Eltern und Jugendlichen nach den Ergebnissen von Storch (1994) in der Befragung 12- bis 16jähriger nur dann aus, wenn die Bindungsdimension beeinträchtigt wird und/oder die Konflikte von den Eltern nicht zugelassen werden.

### 5.3 Konfliktbereiche und -inhalte

In folgenden Bereichen treten Konflikte zwischen Eltern und Jugendlichen auf:

1. *Innerhäuslicher Bereich*: Konflikte um Hausarbeit und Ordentlichkeit nehmen hier einen zentralen Platz ein (Büchner, Fuhs & Krüger 1996; Engel & Hurrelmann 1989). Über die kindliche Mithilfe im Haushalt wird nach den Ergebnissen von Büchner, Fuhs & Krüger (1996) besonders in Familien mit hohem Sozialstatus häufig diskutiert, obwohl hier gleichzeitig das geringste Ausmaß an Mithilfe zu verzeichnen ist. Auch Ordnungsfragen (Zimmer aufräumen, zu spät kommen) oder Geschmacksfragen (Kleidung) spielen eine große Rolle im innerhäuslichen Konfliktbereich (Fend 1990, S. 100). Weiters werden Konflikte bezüglich eines längeren Aufbleibens am Abend und des Fernsehen genannt. In der Untersuchung von Kromer (1995) geben über 50% der befragten 11- bis 14jährigen an, oft bzw. manchmal Konflikte bezüglich des Fernsehens mit ihren Eltern zu haben, wobei bei Burschen Fernsehen sogar das Konfliktthema Nummer eins ist. Weiters werden von 12- bis 16jährigen Konflikte bezüglich gemeinsam verbrachter bzw. nicht verbrachter Wochenenden genannt (Storch 1994).
2. *Außerhäuslicher Bereich*: Der zweite große Konfliktbereich umfaßt den außerhäuslichen Bereich elterlicher Kontrolle, der mit einer Erweiterung des Lebensraumes Jugendlicher zusammenhängt. Der häufigste Konfliktbereich, der mit zunehmendem Alter virulent wird, ist hier das abendliche Ausgehen, und zwar vor allem bei Mädchen (Engel & Hurrelmann 1994; Kromer 1995). Die Konflikte um dieses Thema verringern sich nach einiger Zeit, wenn die Jugendlichen sich einmal durchgesetzt haben. Nur dort, wo das häufige Weggehen mit schlechten Schulleistungen verbunden ist, gibt es nach wie vor Ärger (Oswald & Boll 1992). Auch Konflikte um gegengeschlechtliche Beziehungen der Jugendlichen fallen in diesen Bereich.
3. *Schule*: Schulleistungen scheinen als Gesprächsthema innerhalb der Familien an Bedeutung gewonnen, als Konfliktstoff aber an Bedeutung verloren zu haben (Meulemann 1989). Es zeigt sich, daß das thematische Gebiet von Schule und Schulleistungen häufiger für Jungen konfliktträchtiger ist als für Mädchen (Engel & Hurrelmann 1994; Storch 1994; vgl. Kapitel 5.3).
4. *Werte und Einstellungen*: Alltagskonflikte belasten das emotionale Verhältnis zwischen Eltern und Jugendlichen stärker als Meinungskonflikte, Wertekonflikte oder politische Konflikte (Kötters, Krüger & Brake 1996; Oswald & Boll 1992; Pikowsky & Hofer 1992). Die Ablösung von den Eltern erfolgt zwar auch durch eine „Korrektur des familiären Erbes“ (Kohlendorfer, Baumann & Merl 1994, S. 19), d.h. der in der Familie gültigen Werte und Normen, doch insgesamt betrachtet hat eine Angleichung der Werte von Jugendlichen und Erwachsenen stattgefunden (Melzer 1991), weshalb die Werteorientierung kein wesentlicher Konfliktbereich zu sein scheint (Gecas & Seff 1991; Oswald & Boll 1992). Oswald (1989) verweist auf eine Übereinstimmung der Werte von Eltern und Jugendlichen dahingehend, daß die liberalsten Eltern, gemessen an allen Eltern, auch die liberalsten Kinder, gemessen an allen Kindern, hätten. Insgesamt gehen aber die Jugendlichen in ihrer liberalen Einstellung weiter als ihre Eltern. Entsprechend hätten konservative Eltern die konservativsten Kinder, die aber im Durchschnitt weniger konservativ als ihre Eltern seien. Schröder (1995) stellt in einer Untersuchung von 15- bis 24jährigen

Jugendlichen allerdings fest, daß trotz der relativ hohen Übereinstimmung und des überdurchschnittlich guten Verhältnisses zu den Eltern (vgl. Kapitel 3.3) auf der Ebene des Lebensstils eine deutliche Abgrenzung der Jugendlichen von ihren Eltern stattfindet, wobei diese Tendenz mit steigendem Alter zunimmt (Engel & Hurrelmann 1994, S. 50ff). Jugendliche mittlerer sozialer Herkunft weisen nach den Ergebnissen von Schröder (1995) eine signifikant höhere Übereinstimmung mit dem Lebensstil der Eltern auf als Jugendliche niedrigerer, aber auch Jugendliche höherer sozialer Herkunft.

Der großen Relevanz von Alltagskonflikten (z.B. Mithilfe im Haushalt) stehen die Bereiche sexuelle Beziehungen und der Gebrauch von Alkohol, Nikotin und Drogen als Bereiche der geringsten Konfliktneigung gegenüber. Dies muß aber nicht unbedingt auf eine große Übereinstimmung von Eltern und Jugendlichen schließen lassen, sondern könnte, wie Acock & Demo (1994, S. 128) vermuten, seine Ursachen darin haben, daß über diese Bereiche innerhalb der Familie kaum gesprochen wird (Storch 1994; vgl. Kapitel 8.3).

Die Konflikthanlässe zwischen Eltern und frühpubertären Jugendlichen differieren nach dem *Geschlecht*. Während Burschen vermehrt Konflikte wegen schulischer Probleme mit ihren Eltern austragen, haben Mädchen eher Differenzen wegen ihres Freundeskreises, abendlichen Ausgehens und vor allem wegen Beziehungen zum anderen Geschlecht (Pazelt 1990; Stary 1989; Storch 1994).

Burger & Seidenspinner (1988) stellen in ihrer Befragung von 15- bis 19jährigen Mädchen außerdem eine *schichtspezifische Differenzierung* fest: In Unterschichtfamilien geht es demnach vielfach um sexuelle Interessen der Tochter; in Familien der unteren Mittelschicht sei der häufigste Konfliktbereich Ordnung und Anpassung, wohingegen in der oberen Mittelschicht Differenzen um schulische Leistungen überwiegen.

Jugendliche selbst fühlen sich besonders belastet durch Alltagskonflikte, allen voran den Streit um die Mithilfe im Haushalt, sowie die Auseinandersetzungen über das abendliche Ausgehen und die Kleidung (Oswald & Boll 1992).

#### **5.4 Konfliktkultur und Umgang mit Konflikten**

Pikowsky & Hofer (1992) deuten an, daß die Mehrzahl der innerfamiliären Konflikte nicht in einem Gespräch gelöst wird. Die Einschätzung von Hexel & König (1990), wonach Konflikte in der Familie nur nach einem „Entweder-Oder-Prinzip“ ablaufen würden (entweder werden sie unter den Tisch gekehrt, um eine Schein-Harmonie herzustellen, oder sie laufen sehr bedrohlich und unversöhnlich ab) dürfte allerdings nicht der Tatsache Rechnung tragen, daß es durchaus auch positive Bewältigungsmuster von Konflikten zwischen Eltern und Jugendlichen gibt (Storch 1994).

Seitens der Jugendlichen werden in der Literatur folgende Strategien des Umgangs mit Konflikten genannt:

Oftmals wird versucht, zunächst mit der Mutter zu sprechen, die dann ein Gespräch mit dem Vater führt. Die Mutter fungiert also als eine Art „Clearingstelle“ vorab, und der Vater wird erst in der nächsten Phase der Auseinandersetzung eingeschaltet (Burger & Seidenspinner 1988, S. 107).

Als häufige Strategie wird auch der Versuch genannt, vermittelnd-kommunikativ Verständigung und Einigung mit beiden Elternteilen zu erreichen (überzeugen, Kompromisse finden). Weitere Strategien in der Mitteilung konfliktträchtiger Themen sind das Abwarten eines günstigen Zeitpunkts, wenn die Eltern gut gelaunt oder in Eile sind, oder der Versuch, die Eltern positiv zu stimmen (Kromer 1995). Nur eine Minderheit der Jugendlichen gibt an, sich im Fall von Konflikten auch gegen den erklärten Willen der Eltern gewisse Freiheiten herauszunehmen (Büchner, Fuhs & Krüger 1996).

Obwohl viele Eltern angeben, in Konfliktsituationen mit ihren Kindern fast ausschließlich zu argumentieren und zu diskutieren, greifen auch sie mitunter zu taktischen Mitteln. So beschreibt Kromer (1995) in ihrer Untersuchung von 11- bis 14jährigen Jugendlichen die elterliche Strategie, „heikle“ Themen wie Aids, Sexualität o.ä. nicht direkt mit dem Kind zu besprechen, sondern sich gezielt mit dem Partner/der Partnerin darüber zu unterhalten, wenn das Kind zuhört.

Burger & Seidenspinner (1988) stellen für eine ältere Zielgruppe (15- bis 19jährige Mädchen) deutliche schichtspezifische Unterschiede in der innerfamiliären Konfliktkultur fest. In der Unterschicht sei das Aushandeln von Konflikten kaum üblich, sondern eher eine Demonstration der elterlichen Macht in unterschiedlichen Ausprägungen. Konflikte zu besprechen und durch Kompromisse zu Lösungen zu kommen, ist laut ihren Ergebnissen ein typisches Verhalten der oberen sozialen Schichten. Das Repertoire an angewandten Strategien sei hier sehr groß.

## 5.5 Zusammenfassung

**Es scheint nicht gerechtfertigt, das Eltern-Kind-Verhältnis beim Übergang von der Kindheit in die Adoleszenz als besonders krisenhaft und konfliktreich zu betrachten: Die überwiegende Mehrheit der Jugendlichen gibt an, zu ihren Eltern ein gutes Verhältnis und wenig grundlegende Konflikte mit ihnen zu haben (Engel & Hurrelmann 1994; Fend 1990; Oswald 1989; Schröder 1995). Der oftmals unterstellte „Generationskonflikt“ ist weniger auf der familialen als auf der gesellschaftlichen Ebene zu beobachten (Jugendwerk der Deutschen Shell 1985; Schütze 1989b).**

Ein zunehmendes Ablösungsbedürfnis der Jugendlichen von ihren Eltern und eine nicht-lineare, für Mädchen und Jungen unterschiedlich erfolgende Zunahme der Konflikthäufigkeit (Fend 1990; Storch 1994) ist zwar festzustellen; dies scheint aber nur dann widersprüchlich zum insgesamt guten Eltern-Kind-Verhältnis in der Adoleszenz, wenn das Auftreten von Konflikten gleichgesetzt wird mit der Verschlechterung von Beziehungen. Empirische Untersuchungen belegen, daß zwischen innerfamiliären Meinungsverschiedenheiten und der Qualität der Eltern-Kind-Beziehung im Jugendalter kein Zusammenhang besteht und Konflikte eine gewichtige Funktion für die Identitätsfindung Jugendlicher zukommt. Daraus ergibt sich für Eltern die Notwendigkeit, mit Konflikten konstruktiv umzugehen (Storch 1994).

Die größte Relevanz in der Beziehung zwischen Eltern und Jugendlichen scheinen Alltagskonflikte im inner- und außerhäuslichen Bereich zu haben (Büchner, Fuhs & Krüger 1996; Engel & Hurrelmann 1989, 1994; Kromer 1995; Oswald & Boll 1992; Storch 1994). Die Schule hat als Konfliktstoff an Bedeutung verloren, als Gesprächsstoff zwischen Eltern und Jugendlichen hingegen an Bedeutung gewonnen (Engel & Hurrelmann 1994; Storch 1994). Meinungs- und Wertekonflikte belasten die Beziehungen zwischen Eltern und Jugendlichen kaum (Kötters, Krüger & Brake 1996; Oswald & Boll 1992; Pikowsky & Hofer 1992).

Während Jungen eher Konflikte mit ihren Eltern aufgrund schulischer Probleme und des Fernsehkonsums haben, erwähnen Mädchen eher Differenzen wegen ihres Freundeskreises, abendlichen Ausgehens und Beziehungen zum anderen Geschlecht (Pazelt 1990; Stary 1989; Storch 1994).

Jugendliche selbst fühlen sich besonders durch Alltagskonflikte (Mithilfe im Haushalt, abendliches Ausgehen, Kleidung) sowie durch die Schule betreffende Konflikte belastet (Oswald & Boll 1992).

Als Strategien im Umgang mit Konflikten wird von Jugendlichen erwähnt, zunächst mit der Mutter zu reden, welche dann erst den Vater einschaltet (Burger & Seidenspinner

1988), die Eltern zu überzeugen oder zu überreden bzw. einen „günstigen“ Zeitpunkt abzuwarten, wenn die Eltern gut gelaunt oder in Eile sind (Kromer 1995). Nur eine Minderheit handelt auch gegen den erklärten Elternwillen (Büchner, Fuhs & Krüger 1996).

Die Eltern geben hauptsächlich Argumentation und Diskussion im Umgang mit Konflikten an, allerdings greifen auch sie mitunter zu taktischen Strategien (Kromer 1995).

Schichtspezifische Unterschiede in der innerfamilialen Konfliktkultur bestehen insofern, daß in der Unterschicht ein Aushandeln kaum üblich ist, in der Oberschicht hingegen Diskussion und Kompromisse bevorzugte Lösungsversuche darstellen (Burger & Seidenspinner 1988).

## 6 Der Ablösungsprozeß von den Eltern

### 6.1 Bereiche und Phasen der Ablösung

Ein Leitmotiv der Adoleszenztheorien im Hinblick auf die Familie ist die Ablösung der Jugendlichen von ihren Eltern.

Im Unterschied zur Kindheit, wo Imitation und Identifikation mit den Eltern die vorherrschenden psychischen Mechanismen sind, um mit neuen Anforderungssituationen zurechtzukommen, wird in der Adoleszenz *„eine Bewältigung der neuen Anforderungen nur dadurch möglich, daß sich Jugendliche von den primären Bezugspersonen, meist Mutter und Vater, innerlich ablösen.“* (Hurrelmann 1994, S. 32). Die Jugendlichen gewinnen dadurch an Autonomie und Selbständigkeit (Mansel & Hurrelmann 1991), geben aber gleichzeitig die „Kindheitsidentität“ und den damit verbundenen Schutz auf (Kohlendorfer, Baumann & Merl 1994).

Die Ablösung Jugendlicher von ihren Eltern wird als das Zusammenwirken von individuellen Autonomiebestrebungen einerseits und familiären Verbundenheitsbedürfnissen andererseits betrachtet (Cooper et al. 1983; Youniss 1983). In Abgrenzung gegen eine individuumzentrierte Betrachtungsweise setzt sich heute zunehmend eine dynamisch-interaktionale Perspektive durch (Lerner 1985), d.h. die Betonung eines koevolutiven Ablösungsprozesses dahingehend, daß Eltern und Jugendliche sich im Ablösungsgeschehen wechselseitig beeinflussen und sich dieser Prozeß im Kontext der gesamten Familie vollzieht (Bloom 1980; Schneewind & Braun 1988; Stierlin 1989).

Bei der Ablösung von den Eltern handelt es sich nicht um ein abruptes „Abnabeln“ oder Herauskatapultieren aus dem Familienverband, sondern um ein prozeßhaftes Geschehen, das sich über einen mehr oder minder langen Zeitraum erstreckt. Dabei spielen auch vorher gemachte Erfahrungen von Trennung und Eigenständigkeit eine Rolle, die weit vor der von außen erkennbaren Ablösung liegen und diese schrittweise vorbereiten (Schneewind 1991).

Nach Hurrelmann (1994, S. 140f) erfolgt die für das Jugendalter typische Ablösung von den Eltern auf vier Ebenen:

1. Auf der psychologischen Ebene: Die eigene Orientierung von Gefühlen und Handlungen wird nicht mehr vorrangig an den Eltern, sondern zunehmend an anderen Bezugspersonen ausgerichtet.
2. Auf der kulturellen Ebene: Ein persönlicher Lebensstil, der sich von jenem der Eltern unterscheiden kann, wird entwickelt.
3. Auf der räumlichen Ebene (Auszug aus dem Elternhaus)
4. Auf der materiellen Ebene (finanzielle und wirtschaftliche Selbständigkeit).



Hurrelmann (1994) nimmt an, daß die einzelnen Ablösungserscheinungen in der Regel in der genannten Reihenfolge auftreten und die psychologische Ablösung um das 12. und 13. Lebensjahr beginnt, die räumliche und materielle Ablösung sich hingegen weit zurückverlagert hat, und zwar teilweise bis ans Ende des dritten Lebensjahrzehnts.

Storch (1994) und Kötters, Krüger & Brake (1996) stellen in Untersuchungen an 12- bis 16jährigen bzw. 10- bis 15jährigen übereinstimmend die folgenden drei Phasen im Prozeß der Ablösung fest:

1. *Physische Autonomie / praktische Ablösungsschritte*, die folgende zentrale Bereiche umfassen:

- Die Wahl der eigenen Kleidung und die Selbstbestimmung über das eigene Aussehen - Verselbständigungsschritte, die heute schon zu einem sehr frühen Zeitpunkt jugendlicher Biografie beginnen und eine hohe Selbstverständlichkeit besitzen (Schröder 1995).
- Die eigenständige Entscheidung über die Verwendung des Taschengeldes, was überwiegend sowohl von den Eltern als auch von Jugendlichen als persönliche Angelegenheit ohne elterliche Kontrolle betrachtet wird (Kötters, Krüger & Brake 1996).
- Die Möglichkeit, sich frei von elterlicher Kontrolle bewegen zu können (Papastefanou 1992), z.B. die Selbstbestimmung darüber, wann man weggeht und nach Hause kommt.

2. *soziale Autonomie*:

Sie wird bestimmt durch die Aufnahme heterosexueller Kontakte und die gleichgeschlechtliche Freundeswahl. Kötters, Krüger & Brake (1996) stellen fest, daß die FreundInnen großteils sehr selbständig ausgewählt werden: 73,4% der von ihnen befragten 10- bis 15jährigen geben an, ihre Freundeswahl auf eigene Entscheidungen zu stützen.

3. *suprapersonale Autonomie / kognitive Verselbständigungsschritte*:

Charakteristisch ist ein Bedürfnis nach Selbstverwirklichung, die Reflexion des Jugendlichen über die Werthaltungen der Eltern sowie die biografische Selbstreflexion (Verortung des Ichs in der Welt, Konzept der eigenen Biografie und eines persönlichen Lebens- und Zukunftsentwurfs).

Storch (1994) konnte in ihrer Untersuchung an 12- bis 16jährigen analog zu den hier genannten Bereichen des Ablösungsprozesses eine Stufenabfolge der innerfamiliären Konflikthalte zwischen Eltern und Jugendlichen von Konflikten betreffend die physische über die soziale Autonomie hin zu den Bereichen suprapersonaler Autonomie bestätigen.

## **6.2 Der Ablösungsprozeß als familiäre Reifungskrise**

Aufgrund der Notwendigkeit einer individuellen und familiären Umorientierung während der Adoleszenz betrachtet Bürgin (1987, S. 18) den Ablösungsprozeß als familiäre Reifungskrise, in der das Gleichgewicht der Familie labiler sei als in anderen Phasen des Familienzyklus.

Den Eltern fällt es häufig schwer, innerlich loszulassen (Schneewind 1991), weil die Loslösung von ihren Kindern für sie bedeutet, zumindest einen Teil ihrer „Eltern-Identität“ aufzugeben, nämlich die bisherige starke Ausrichtung am Leben ihrer Kinder (Kohlendorfer, Baumann & Merl 1994). Sie müssen sich mit dem Anspruch der Jugendlichen auf zusätzliche Freiheiten auseinandersetzen und auch ihre eigene, neu gewonnene Freiheit und Freizeit neu einteilen und strukturieren (Pikowsky & Hofer 1992, S. 202). Die Veränderung der Elternidentität führt häufig zu ambivalenten Gefühlen der Eltern (Kreppner 1991; vgl. auch Kapitel 3.6).

Erschwert wird die Ablösung der Jugendlichen von ihren Eltern dadurch, daß sie kein klar definierter und organisierter sozialer Akt ist: „Die Ablösung von den Eltern als wichtiger

*symbolischer Schritt der Übernahme selbständiger gesellschaftlicher Rollen wird zwar von jedem Kind erwartet, die jeweilige Bewältigung dieser Ablösung aber ist eine individuelle Aufgabe, für die es nur wenige gesellschaftliche Hilfestellungen und Muster gibt.*“ (Hurrelmann 1994, S. 40).

Zu betonen ist, daß das in der Adoleszenz verstärkt erfolgende und für die psychische Entwicklung notwendige Ausprobieren neuer Lebensentwürfe nach einer Abgrenzung der Jugendlichen von bisherigen Konzeptionen geradezu verlangt. Deshalb müssen Distanzierung und Widerstand gegenüber der Autorität der Eltern, die bisher das Lebenskonzept entscheidend mitbestimmt haben, als notwendiger Bestandteil des Übergangs von der Kindheit in das Jugendalter betrachtet werden (Kromer 1995).

Der Ablösungsprozeß zwischen Eltern und Jugendlichen vollzieht sich in einer schwierigen Balance zwischen bestehen bleibender emotionaler Verbundenheit und Abgrenzung (vgl. Kapitel 3.5.2). Die Theorie der Individuation versucht, diese Aspekte, die vielfach als unvereinbar gelten, in Einklang zu bringen (Hurrelmann 1994; Pikowsky & Hofer 1992; Schneewind & Braun 1988; Storch 1994).

*Abgrenzung* wird dabei verstanden als die Suche des Jugendlichen nach einer eigenen, von den Eltern getrennten, Definition von sich selbst. Um diese Abgrenzung zu erreichen, ist eine Entidealisierung der Eltern notwendig, sowie weiters die Betonung und Gestaltung eigener Territorien materieller (Taschengeld), privater (Briefe, Tagebuch), zeitlicher (Zeiteinteilung, Zubettgehen), räumlicher (eigenes Zimmer) und psychischer (eigene Entscheidungen) Art (Pikowsky & Hofer 1992).

*Verbundenheit* wird verstanden als Versuch der Jugendlichen, die trotz eventueller Konflikte weiterhin bestehende positive emotionale Beziehung zu den Eltern aufrechtzuerhalten.

Die schwierige Aufgabe für Eltern wie für Jugendliche besteht in der Balance zwischen diesen beiden Polen. Es soll die Unabhängigkeit der Kinder vergrößert bzw. ihre wachsende Unabhängigkeit zugelassen werden, und zugleich die Zuneigung und Kommunikation aufrecht erhalten bleiben (Schneewind & Braun 1988).

Wie Storch (1994) in einer Befragung von 12- bis 16jährigen und ihren Eltern ausführt, ergibt sich für die Eltern aus diesem Konzept die Notwendigkeit, mit ihren Kindern in der Frühadolescenz Konflikte auszutragen, um ihnen einerseits auf der Machtdimension die „*Individuation gegen*“ die Eltern (Storch 1994) zu ermöglichen. Andererseits sollten die alterstypisch notwendigen Konflikte die Bindungsdimension nicht beeinträchtigen, um die „*Individuation mit*“ (den Eltern) nicht zu gefährden (Storch 1994; Stierlin 1989).

### **6.3 Faktoren für einen positiven Verlauf der Ablösung**

Ein positiver Verlauf der Ablösungsprozesse kann in der Untersuchung von Burger & Seidenspinner (1988) von 15- bis 19jährigen Mädchen dann festgestellt werden, wenn Vater und Mutter gemeinsam ihre Elternrolle ausüben und ihr Kind nicht durch Koalitionsbündnisse in Loyalitätskonflikte bringen.

Nach Ansicht von Youniss & Smollar (1985) erleichtern in der Regel Väter den Prozeß der Abgrenzung, indem sie klare Standards und Richtlinien setzen, von denen sich die Kinder abheben können, um ihre eigene Position zu finden. Mütter werden in diesem Konzept idealtypisch als eher die Verbundenheit fördernd betrachtet.

Nach dem Konzept der Individuation glückt der Ablösungsprozeß dann, wenn der/die Jugendliche nicht zu sehr an die Eltern gebunden bleibt, aber doch die Fähigkeit zur Bindung nicht aufgibt.

Insgesamt betrachtet unterstützt und erleichtert ein positives emotionales Klima die Ablösung von den Eltern. Dieses ist gekennzeichnet durch anregungsreiches Familienklima,

Toleranz gegenüber anderen, einen hohen Grad an gegenseitiger Wertschätzung, ein geringes Ausmaß an Normorientierung, geringe Kontrolle, sowie die Ermutigung, neue Handlungsspielräume auszuprobieren (Schneewind 1991; Schröder 1995). Schneewind & Braun (1988) vermuten, daß es Eltern aus solchen Familien leichter fällt, ihren Jugendlichen ein entsprechendes Maß an Eigenständigkeit bei der Erweiterung ihres eigenen Kontaktkreises zuzugestehen.

Ablösung bedeutet nicht unbedingt, daß die Beziehung zu den Eltern aufgegeben wird, sondern *„daß die jungen Erwachsenen sich aus der kindlichen Abhängigkeit lösen. Die Eltern-Kind-Beziehung nimmt eine neue Gestalt an, in der Bindung und Autonomie in einem ausgewogenen Verhältnis zueinander stehen, und die durch ein gegenseitiges Akzeptieren der Individualität charakterisiert ist.“* (Papastefanou 1992, S. 225).

#### **6.4 Faktoren für einen negativen Verlauf der Ablösung**

Der Ablösungsprozeß kann krisenhafte Formen annehmen, wenn es den Jugendlichen nicht gelingt, die Anforderungen der Individuation (Aufbau einer individuellen Persönlichkeitsstruktur und personalen Identität) und der Integration (Entwicklung der sozialen Identität) aufeinander zu beziehen und miteinander zu verbinden (Hurrelmann 1994).

Wie Kohlendorfer, Baumann & Merl (1994) in einer klinischen Untersuchung von 15jährigen und älteren PatientInnen mit der Diagnose „Ablösungsprobleme“ nachweisen, wird ein negativer Verlauf der Ablösung häufig dadurch provoziert, daß die Eltern ihr Kind nicht loslassen können und somit *„eine dem Alter des Adoleszenten nicht mehr entsprechende Eltern-Kind-Beziehung den jungen Menschen darin beeinträchtigt, Anforderungen zu meistern, welche eine neue Lebensphase mit sich bringt.“* (Kohlendorfer, Baumann & Merl 1994, S. 21). Entwicklungen und damit verbundene Umorientierungen werden in diesem Fall von den Eltern als Bedrohung der Homöostase der Familie erlebt und insofern vermieden. Dies kann zu Schuldgefühlen bei den Jugendlichen führen (Burger & Seidenspinner 1988), mit denen häufig eine ausgeprägte Verantwortung der Kinder für ihre Eltern, entweder im Sinne einer emotionalen Involviertheit in die eheliche Beziehung ihrer Eltern oder im Sinne einer Übernahme der Sorgerolle für ihre Eltern, einhergeht (Kohlendorfer, Baumann & Merl 1994).

Negative Auswirkungen haben überdies innerfamiliäre Koalitionen mit einem Elternteil, welche die Jugendlichen in Loyalitätskonflikte bringen (Burger & Seidenspinner 1988). Teyber (1983) zeigt, daß Jugendliche, die die Elternteil-Kind-Koalition als vorrangige Zweierbeziehung in der Familie einschätzen, mit ausgeprägteren Ablösungsproblemen konfrontiert sind als Jugendliche, die über eine primäre elterliche Koalition berichten.

Negativ wirkt sich weiters das Fehlen außerfamiliärer Beziehungen auf den Ablöseprozeß aus (Kohlendorfer, Baumann & Merl 1994).

Kromer (1995) sieht Probleme darin, daß die Eltern aufgrund der liberaleren Erziehungsvorstellungen heute teilweise als „Reibebäume“ verloren gehen und betont „jugendliche“ und partnerschaftliche Eltern die Möglichkeit der Abgrenzung und Identitätsfindung erschweren würden.

#### **6.5 Zusammenfassung**

**Die für die Bewältigung zentraler Entwicklungsaufgaben notwendige Ablösung Jugendlicher von den Eltern (Hurrelmann 1994) wird heute zunehmend unter einer dynamisch-interaktionalen Perspektive betrachtet, d.h. eine gegenseitige Beeinflussung von Eltern und Jugendlichen im Ablösungsgeschehen wird vermutet (Bloom 1980, Schneewind & Braun 1988; Stierlin 1989).**

Die Ablösung Jugendlicher von ihren Eltern geht mit einem Gewinn an Autonomie und Selbständigkeit (Mansell & Hurrelmann 1991), sowie einem Verlust der „Kindheitsidentität“ und dem damit verbundenen Schutz einher (Kohlendorfer, Baumann & Merl 1994).

Sie erfolgt nicht abrupt, sondern in einem prozeßhaften Geschehen auf mehreren Ebenen. Hurrelmann (1994) nennt eine psychologische, kulturelle, räumliche und materielle Ebene der Ablösung, die in der genannten Reihenfolge auftreten würden. Storch (1994) und Kötters, Krüger & Brake (1996) gehen von drei Phasen der Ablösung aus: physische, soziale und suprapersonale Autonomie. Es wird eine Stufenabfolge der innerfamiliären Konflikthalte zwischen Eltern und Jugendlichen analog zu diesen Phasen festgestellt (Storch 1994).

Die Betrachtung des Ablösungsprozesses als familiäre Reifungskrise (Bürgin 1987) ist begründet in den Problemen, welche für Eltern damit verbunden sind, ihre Kinder loszulassen (Kohlendorfer, Baumann & Merl 1994; Schneewind 1991), sowie dem Fehlen gesellschaftlicher Hilfestellungen und Muster und der daraus resultierenden Notwendigkeit einer innerfamilial-individuellen Bearbeitung des Ablösungsprozesses (Hurrelmann 1994). Wesentlich für Eltern ist die Sichtweise von Distanzierung und Widerstand seitens ihrer jugendlichen Kinder als notwendiger Bestandteil des Übergangs von der Kindheit in das Jugendalter.

Der Ablösungsprozeß zwischen Kindern und Jugendlichen vollzieht sich in einer schwierigen Balance zwischen bestehenbleibender emotionaler Verbundenheit und Abgrenzung - zwei Aspekte, die in der Theorie der Individuation in Einklang gebracht werden sollen (Hurrelmann 1994; Pikowsky & Hofer 1992; Schneewind & Braun 1988; Storch 1994). Für Eltern ergibt sich aus diesem Konzept die Notwendigkeit, mit ihren Kindern in der Frühadolescenz Konflikte auszutragen, um ihnen auf der Machtdimension die „Individuation gegen“ (die Eltern) zu ermöglichen, sowie die Bindungsdimension aufrecht zu erhalten, um die „Individuation mit“ (den Eltern) nicht zu gefährden (Storch 1994).

Ein positiver Verlauf der Ablösungsprozesse wird festgestellt, wenn die Eltern ihr Kind nicht durch Koalitionsbündnisse in Loyalitätskonflikte bringen (Burger & Seidenspinner 1988), wenn die Fähigkeit zur Bindung an die Eltern trotz der notwendigen Distanzierung bestehen bleibt (Hurrelmann 1994; Schneewind & Braun 1988), sowie, wenn insgesamt ein positives emotionales Klima in der Familie besteht (Schneewind 1991; Schneewind & Braun 1988; Schröder 1995).

Ein negativer Verlauf der Ablösung von den Eltern ist wahrscheinlich, wenn es den Jugendlichen nicht gelingt, die Anforderungen der Individuation und der Integration miteinander zu verbinden (Hurrelmann 1994), wenn die Eltern ihren Kindern nicht genügend Eigenständigkeit und nur wenige außerfamiliäre Beziehungen zugestehen (Kohlendorfer, Baumann & Merl 1994), sowie wenn starke innerfamiliäre Koalitionen bestehen (Burger & Seidenspinner 1988). Als problematisch wird weiters betrachtet, daß aufgrund der Veränderung des Erziehungsverhaltens in Richtung partnerschaftlicher Standards und dem daraus resultierenden Ausscheiden der Eltern als „Reibebäume“ die Möglichkeit der Abgrenzung von den Eltern heute weniger gegeben sei (Kromer 1995).

Abschließend kann im Sinn der Familienklimatheorie (Schneewind 1991; Schneewind & Braun 1988) gesagt werden, daß sich in Familien, in denen eine starke Normorientierung bzw. starre Regelhandhabung dominiert, die geringe Anpassungsbereitschaft an sich ändernde Lebensumstände in einer verzögerten Verwirklichung jugendlicher Ablösungsaktivitäten niederschlägt.

## 7 Die Beziehungen der Jugendlichen zu Gleichaltrigen

### 7.1 Gleichaltrigengruppen

#### 7.1.1 Bedeutungen und Funktionen der Peer group

Als Peer groups werden Gruppen von Gleichaltrigen und Gleichgesinnten bezeichnet, deren Beziehungen auf der Basis von Freiwilligkeit und Gleichberechtigung beruhen (Gecas & Seff 1991; Noack 1992a; Schröder 1995). Jugendliche Peer groups sind zumeist durch ähnliche Ziele, Wertvorstellungen, Stilrichtungen, Interessen und Bindungen charakterisiert und grenzen sich gegenüber der Außenwelt (die nicht immer nur die Erwachsenenwelt sein muß) durch eigene jugendkulturelle Elemente ab (Kromer 1995).

Ein wichtiger Ort für das Entstehen von Gleichaltrigengruppen ist die Schule, wo Jugendliche sich verabreden und gemeinsame Aktivitäten für die außerschulische Freizeit planen (Grundmann, Huinik & Krappmann 1994; Meulemann 1989). Andere Orte, an denen Freundschaften geknüpft werden, sind die Nachbarschaft und, vor allem für männliche Jugendliche, der Sportverein (Kromer 1995).

Gleichaltrigenbeziehungen werden heute nicht mehr als Übergangsphase betrachtet, sondern als Einstiegsphase in eine Existenzform gesehen, die nicht im Sinne der Subkulturtheorie (Coleman 1961; Eisenstadt 1965) gegen andere Existenzformen gerichtet ist, sondern neben ihnen besteht (Lüdtke 1989). Heute wird großteils auf die positive sozialisatorische Bedeutung von Peers verwiesen (Krappmann 1991).

Die Gleichaltrigen leisten einen unverzichtbaren Beitrag zur Entwicklung und Sozialisation, sodaß Kinder und Jugendliche ohne FreundInnen meist benachteiligt sind (Youniss 1982). Silbereisen & Albrecht (1990) eruieren für 11- bis 17jährige die Ablehnung durch Gleichaltrige als Risikofaktor für die Entwicklung: Jugendliche ohne FreundInnen sind erhöhten Entwicklungsrisiken ausgesetzt.

Gleichaltrigenbeziehungen unterscheiden sich in ihrer Struktur grundsätzlich von den Erwachsenen-Kind-Beziehungen inner- und außerhalb der Familie und stellen deshalb die Jugendlichen aufgrund ihrer symmetrischen Konstitution vor andersartige Anforderungen (Hurrelmann 1994; Oswald 1989).

Von besonderer Bedeutung sind die Gleichaltrigenbeziehungen für Einzelkinder, da es in großstädtischen Lebensräumen eine „nachbarschaftliche Kinderöffentlichkeit“ kaum noch gibt (Grundmann, Huinik & Krappmann 1994).

Peer-Beziehungen werden vielfältige Funktionen zugeschrieben, die sich im wesentlichen drei Bereichen zuordnen lassen (Noack 1992a):

1. *Psychosoziales Wohlbefinden*: Die Mitglieder einer Peer group profitieren in ihrem Selbstwertgefühl und ihrer Lebenszufriedenheit von der Empfindung, in einer Freundschaft emotional geborgen zu sein und verstanden zu werden, weiters vom Schutz, den eine Clique bieten kann und der Anerkennung durch die anderen Mitglieder, sowie dem Statusgewinn, der über die Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen gewonnen wird (Brown 1989; Schröder 1995).
2. *Unterstützung bei der Problembewältigung*.
3. *Entwicklungsförderung*: Dies ist vor allem in Hinblick auf soziale Verhaltensweisen und Kompetenzen zu verstehen. Die Welt der Peers wird hier als Übungsfeld betrachtet, „auf dem ohne fatale Konsequenzen gelernt werden kann, Rollen auszuhandeln, divergierende Interessen zu balancieren oder einfach Beziehungen außerhalb der ‘angeborenen’ zu

*Eltern und Geschwistern herzustellen und aufrechtzuerhalten.*“ (Noack 1992a, S. 85). Die Peer-Beziehungen bieten sozialen Freiraum für die Erprobung neuer Möglichkeiten im Sozialverhalten und lassen Formen von sozialen Aktivitäten zu, die außerhalb der Gruppe zu riskant wären (Schröder 1995). Dieser Bereich umfaßt einerseits die förderliche Wirkung von Peer-Interaktionen auf die kognitive und sozial-kognitive Entwicklung, wie z. B. den Aufbau einer eigenständigen Identität (Erikson 1974; Oerter & Montada 1987), die Entwicklung einer autonomen Moral (Piaget 1973) und die Ablösung von den Eltern (Kromer 1995; Schröder 1995), andererseits die Bedeutung der Peers bei der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben, z.B. der Aufnahme von Kontakten zum anderen Geschlecht.

### 7.1.2 Beziehungsformen in Gleichaltrigengruppen

Für Kinder im Grundschulalter sind *Geflechte* als Gruppierungsform typisch, deren Grenzen eindeutig bestimmbar sind, ohne daß jedoch Freundschaftsbeziehungen unter den Mitgliedern Kontinuität aufweisen (Krappmann & Oswald 1995; Noack 1992a). Die eindeutige Präferenz von gleichgeschlechtlichen Freundesgruppen in der mittleren Kindheit lockert sich im Verlauf der Adoleszenz zugunsten geschlechtsheterogener Beziehungen (Kromer 1995; Tillmann 1992).

Eine wichtige Freundschaftsform für Jugendliche ist die *Clique*. Cliques bestehen aus mehreren Mitgliedern, die gemeinsame Aktivitäten unternehmen, wobei zwischen den Mitgliedern jedoch meist keine ganz engen Bindungen bestehen (Kromer 1995; Hurrelmann 1994). Die Teilhabe an Cliques ist für 10- bis 13jährige noch nicht selbstverständlich (Zinnecker & Silbereisen 1996, S. 92). Sie nimmt bis zur mittleren Adoleszenz deutlich zu, um dann rasch wieder an Bedeutung zu verlieren (Noack 1992a).

Als weitere jugendtypische Freundschaftsform wird die *Crowd* genannt, die mehr Personen als eine Clique umfaßt (Noack 1992a).

Geschlechtsspezifische Unterschiede werden dahingehend festgestellt, daß Mädchen intensivere, Jungen hingegen extensivere Peer-Kontakte pflegen. So geben Jungen zum Beispiel häufiger an, in Cliques zu sein, als Mädchen (Jugendwerk der Deutschen Shell 1992). Im Vergleich mit männlichen Jugendlichen berichten befreundete Mädchen über ein höheres Maß an Offenheit, sie sind abhängiger voneinander und leiden stärker, wenn eine Freundschaft zerbricht (Noack 1992a, S. 91). Daß Mädchen kleinere Gruppen bevorzugen und Burschen sich eher in größeren Gruppen bewegen, wie dies Engel & Hurrelmann (1989) in ihrer Untersuchung von 12- bis 16jährigen feststellen, kann Kromer (1995) für die 11- bis 14jährigen nicht bestätigen.

### 7.1.3 Integrationsgrad von Jugendlichen in Gleichaltrigengruppen

Die Bedeutung der Gleichaltrigen sowie die Zugehörigkeit zu Gleichaltrigengruppen hat im Verlauf der letzten Jahrzehnte rapide zugenommen. Zwischen 1964 und 1984 ist in der Bundesrepublik Deutschland der Anteil der Jugendlichen, die angeben, einer Clique anzugehören, von 16% auf 60% gestiegen, wobei der Anteil seit der Mitte der 70er Jahre allerdings unverändert geblieben ist (Jugendwerk der Deutschen Shell 1992, S. 320).

Es zeigt sich, daß Jugendliche heute ein ausgedehntes und in sich differenziertes soziales Netzwerk besitzen, das sowohl auf formelle als auch auf informelle Weise Kontakte zwischen Gleichaltrigen ermöglicht (Krüger & Thole 1992; Oswald 1989; Schröder 1995). Ein Großteil der heranwachsenden Jungen und Mädchen scheint sozial integriert zu sein und sich „zugehörig“ zu fühlen. Die aus der klassischen Entwicklungspsychologie stammenden Erwartungen, daß Jugendliche besonders unter Einsamkeitsgefühlen leiden würden, da sie viel mit sich selbst beschäftigt seien, wird in der Literatur kaum noch bestätigt (Fend 1990, S. 109). Vielmehr stellt Kromer (1995) in einer Befragung von 11- bis 14jährigen die Einbin-

derung eines überwiegenden Teils der Jugendlichen in befriedigende Freundschaftsbeziehungen fest. Engel & Hurrelmann (1989, S. 58ff) zeigen, daß von den 12- bis 16jährigen ein Drittel in sehr stark integrierten Freundeskreisen verkehren, daß aber gleichzeitig in ihrer Untersuchung ein Sechstel im sozialen Geschehen ihres Freundeskreises eine eher marginale Stellung einzunehmen scheinen.

## **7.2 Der beste Freund/die beste Freundin**

Von besonderer Wichtigkeit scheint neben Gleichaltrigengruppen für Jugendliche die Beziehung zum „besten Freund“ bzw. zur „besten Freundin“ zu sein. In der Shell-Jugendstudie 1992, wo rund 5.000 13- bis 29jährige befragt wurden, geben durchschnittlich 86% an, sie hätten eine/n „wirkliche/n“ Freundin, wobei die 13jährigen mit 92% die höchsten Werte erreichen (Jugendwerk der Deutschen Shell 1992/2, S. 320).

Solche dyadischen Beziehungen zu einem/einer besten Freund/in haben große Bedeutung: Ihm/ihr vertraut man seine Probleme an, hier fühlt man sich akzeptiert. In der Untersuchung von Kromer (1995) stuften es 95% der befragten 11- bis 14jährigen als sehr wichtig oder wichtig ein, „verlässliche und gute FreundInnen zu haben“.

Dyadische Freundschaftsbeziehungen scheinen bei Mädchen etwas stärker verbreitet und intensiver als bei Jungen zu sein (Hurrelmann 1994; Tillmann 1992).

## **7.3 Peer-Beziehungen und das Verhältnis Jugendlicher zu ihren Eltern**

### **7.3.1 Komplementarität versus Konkurrenz**

Lange Zeit wurde die Peer group als eine der Familie entgegengesetzte Instanz betrachtet, die mit den Eltern um die Sozialisation von Jugendlichen konkurrierte (Gecas & Seff 1991). Diese Sichtweise ergibt sich aus der Beobachtung, daß die Bedeutung von Gleichaltrigen in der Adoleszenz schrittweise zunimmt (Dreher & Dreher 1985; Silverberg & Steinberg 1987; Youniss & Smollar 1985), während gleichzeitig die Abhängigkeit von den Eltern im persönlichen Bereich sinkt (Smetana 1989). Bereits unter den 10- bis 13jährigen findet sich eine relativ stabile und verbreitete Dreiteilung der Bezugspersonen in Eltern, Geschwister und außerfamiliale Gleichaltrige (Zinnecker & Silbereisen 1996, S. 89).

Als Ratgeber sind die Peers zunehmend wichtig: Während die Eltern bei 10jährigen noch hohe Priorität als Ansprechpartner bei Sorgen und Problemen haben, verändert sich die Prioritätensetzung kontinuierlich mit zunehmendem Alter und kehrt sich bei den 15jährigen um; in diesem Alter sind es vermehrt die FreundInnen, die bei Problemen zu Rate gezogen werden (Büchner, Fuhs & Krüger 1996).

Trotz der steigenden Bedeutung der Peers sind aber differenzierte Einflußprozesse von Eltern und Gleichaltrigen zu beobachten; der Peer group wird keineswegs blind gehorcht (Oswald 1989, S. 372). Wesentlich ist weiters eine bereichsspezifische Differenzierung: Je nachdem, in welchen Bereichen Jugendliche Rat suchen, wenden sie sich entweder an die Eltern oder an Gleichaltrige (vgl. Kapitel 3.4).

In der neueren Literatur besteht großteils Einigkeit darüber, daß aus diesem Wandel des Verhältnisses von Heranwachsenden zu ihren Eltern kein „Konkurrenzverhältnis“ im Sinne Mitterauers (1986) zwischen Gleichaltrigen und Eltern konstatiert werden könne und der Bedeutungsgewinn der Gleichaltrigen keineswegs notwendigerweise von einem Bedeutungsverlust der Familie begleitet sei (Schröder 1995). Vielmehr seien die Einflüsse von Eltern und Gleichaltrigen eher als Ergänzung denn als Konkurrenz zu betrachten (Oswald & Boll 1992).

Zielführender als die Frage nach einem Konkurrenzverhältnis zwischen Eltern und Peers ist die Sichtweise einer Komplementarität beider Sozialisationsinstanzen und die produktive „Nutzung“ von beiden.

Die Bindung an die Familie bleibt also im wesentlichen erhalten, auch wenn sie sich mit zunehmendem Alter lockert. Vor allem für jüngere Jugendliche (11-14jährige) sind die Eltern nach wie vor die primären Bezugspersonen (Kromer 1995). Am verbreitetsten scheint aber auch mit zunehmendem Alter eine Doppelorientierung an Eltern und Gleichaltrigen, d.h. eine positive Vereinbarung des Verhältnisses sowohl zu den Eltern als auch zu Gleichaltrigen (Jugendwerk der Deutschen Shell 1992; Oswald 1989).

Grundmann, Huinik & Krappmann (1994) betonen, daß die Beziehungen zu den Eltern von den Erfahrungen der Jugendlichen in der Gleichaltrigengruppe profitieren würden, weil diese dazu beitragen, die frühkindliche Beziehung der Abhängigkeit von den Eltern in eine zweiseitige Beziehung zu transformieren. *„Dieser ‘Umweg’ über die Erfahrungen mit den Gleichen erschließt den Heranwachsenden somit neue Gesprächsmöglichkeiten mit den Eltern, die auch tatsächlich gesucht werden, wenn auch die Eltern diese veränderte Rolle annehmen.“* (Grundmann, Huinik & Krappmann 1994, S. 90).

Trotz der relativen Eigenständigkeit der Peer-Beziehungen sind Jugendliche aber noch lange auf die begleitende Unterstützung durch die Eltern auch in bezug auf die Peer group angewiesen. Bei Kindern erfolgt diese Unterstützung noch in direkter Weise (Eltern machen Spielvorschläge, schlichten Streitigkeiten etc.) und wird mit zunehmendem Alter immer indirekter (positive Einstellungen der Eltern zu den Sozialbeziehungen der Kinder, grundsätzliches Interesse an den FreundInnen der Kinder). Doch auch im Jugendalter sind noch direkte elterliche Einflüsse zu beobachten, z.B. durch Verbote oder Auflagen sowie das Angewiesensein auf elterliche Chauffeursdienste, wenn mit den FreundInnen etwas unternommen werden soll (Grundmann, Huinik & Krappmann 1994; Noack 1992a).

Nur wenig untersucht ist die wechselseitige Beeinflussung von elterlichen Peer-Beziehungen und Peer-Beziehungen der Jugendlichen. Es deutet sich aber an, daß Gleichaltrigenkontakte der Kinder und Jugendlichen von der Qualität und Quantität der elterlichen Sozialbeziehungen positiv beeinflusst werden, wobei eine aktive Partizipation der Kinder nicht notwendig ist, sondern das Wissen um die elterliche Einbindung in befriedigende Peer-Beziehungen ausreicht (Schneewind et al. 1983).

### 7.3.2 Freizeitaktivitäten mit Eltern oder Peers

Eine Orientierung Jugendlicher sowohl an ihren Eltern als auch an außerfamilialen Gleichaltrigen schließt sich also nicht aus. Eine ganz andere Frage hingegen ist, mit wem Jugendliche bevorzugt ihre Zeit verbringen. Bei aller Wertschätzung der Eltern dürfte es für Jugendliche interessanter sein, die Freizeit mit Gleichaltrigen zu verbringen, als mit den Eltern.

Lenz (1988) unterscheidet in bezug auf die Freizeitaktivitäten mit Eltern oder Peers drei Typen von Jugendlichen:

1. Maskulin-orientierte Jugendliche, die fast ausschließlich aus Familien mit niedrigem Sozialstatus stammen und ihre Freizeit weitgehend unabhängig von der Familie organisieren.
2. Subjektorientierte Jugendliche, die in unstrukturierte große Beziehungsnetzwerke mit Gleichaltrigen eingeschlossen sind und kaum Freizeitaktivitäten mit ihren Eltern unternehmen.
3. Familienorientierte Jugendliche, die ihre Freizeit häufig im Familienkontext verbringen. Die Peer-Relationen sind hier in ihrer Alltagsorganisation deutlich der Relevanz der Herkunftsfamilie nachgeordnet.



Die Shell-Jugendstudie 1992 kommt zum Ergebnis, daß die oben angesprochene Doppelo-rientierung an Eltern und Gleichaltrigen sowohl im Einstellungs- als auch im Verhaltensbe-reich vorherrschend ist. Während sich aber im Einstellungsbereich ein Fünftel der befragten 13- bis 29jährigen Jugendlichen stärker an den Eltern als an Gleichaltrigen orientiert, gibt es kaum Jugendliche, die ihre Freizeit nur mit der Familie verbringen.

Das Ausmaß, in dem Aktivitäten, die Freude machen, mit der Familie oder den Peers be-trieben werden, ändert sich mit dem Alter. Haben bei 10jährigen noch die Eltern den Hauptanteil an solchen Tätigkeiten, wendet sich bei 13jährigen das Verhältnis zugunsten der Peers (Noack 1992a). Demgemäß nehmen mit steigendem Alter auch die Zeitanteile zu, die mit den FreundInnen und mit einer festen Gruppe oder Clique verbracht werden; der Anteil der mit den Eltern verbrachten Zeit nimmt etwas ab. Die Zeit mit den Eltern wird eher mit alltäglichen Verrichtungen verbracht, jene mit den Peers hingegen eher mit Freizeitakti-vitäten (Büchner, Fuhs & Krüger 1996; Noack 1992a).

### 7.3.3 Negative Einflüsse der Peer group

Zinnecker & Silbereisen (1996) kommen in einer Befragung von 10- bis 13jährigen zum Ergebnis, daß deviantes Verhalten (Alkohol trinken, Schule schwänzen, Prügeleien, Ge-genstände kaputtmachen, Stehlen) von der Gleichaltrigengruppe mehr oder weniger abge-lehnt wird und demnach die Clique der Gleichaltrigen „präventiv tätig“ ist (Zinnecker & Silbe-reisen 1996, S. 95).

Problematisch ist es sowohl, wenn Jugendliche keine FreundInnen haben (auch ihr Ver-hältnis zu den Eltern ist dann tendenziell weniger gut), als auch wenn sie fast ausschließlich mit Gleichaltrigen zusammen sind (Oswald 1989). Im Sinne der „Vakuum-Theorie“ des Peer-Einflusses von Winch & Gordon (1974), die einen großen Einfluß von Gleichaltrigen konstatieren, wenn die Familie versage, stellen auch andere AutorInnen eine komplementä-re Rolle der Peers bei einem guten, allerdings eine kompensatorische Funktion bei einem schlechten Familienklima fest (Henderson et al. 1990; Hurrelmann 1994; Noack 1992a; Oswald 1989; Oswald 1992).

Ein negativer Einfluß der Peer group wird nur dann festgestellt, wenn die Beziehung zu den Eltern schlecht ist: *„Jugendliche kommen dann in ‘schlechte Gesellschaft’, wenn das Elternhaus für sie ein schlechtes Zuhause ist. Jugendliche [...] können erst dann von Gleichaltri-gen negativ beeinflusst werden, wenn ihr Verhältnis zu den Eltern beschädigt ist.“* (Oswald 1992, S. 330; Jugendwerk der Deutschen Shell 1992).

Den besten Entwicklungsverlauf nehmen Jugendliche, die positive Beziehungen sowohl zu den Eltern als auch zu Peers unterhalten (Fend 1990).

## 7.4 Zusammenfassung

**Gleichaltrigenbeziehungen werden heute nicht mehr, wie noch vor etwa 30 Jahren, als Übergangsphase mit subkulturellen Merkmalen (Coleman 1961; Eisenstadt 1965; Lüdtke 1989), sondern als eigenständige Beziehungsformen mit positivem sozialisato-rischem Charakter betrachtet (Krappmann 1991; Noack 1992a; Youniss 1982).**

**Peer-Beziehungen werden vielfältige Funktionen zugeschrieben, welche sich weitge-hend den Bereichen psychosoziales Wohlbefinden, Unterstützung bei der Problembe-wältigung sowie Entwicklungsförderung zuordnen lassen (Noack 1992a).**

**Wichtige Freundschaftsformen im Jugendalter sind die Clique (Hurrelmann 1994; Kromer 1995), die Crowd (Noack 1992a), sowie dyadische Freundschaftsbeziehungen, welche von Mädchen intensiver gepflegt werden als von männlichen Jugendlichen (Jugendwerk der Deutschen Shell 1992; Tillmann 1992; Hurrelmann 1994). Ein Groß-**

teil der heranwachsenden Jungen und Mädchen ist sozial in eine dieser Freundschaftsformen integriert (Engel & Hurrelmann 1989; Fend 1990; Kromer 1995).

Wurden Peer groups lange Zeit als eine mit der Familie um die Sozialisation von Jugendlichen konkurrierende Instanz betrachtet (Gecas & Seff 1991), wird heute eher ein komplementärer Aspekt hervorgehoben (Oswald & Boll 1992; Schröder 1995): Peer group und Familie scheinen einander zu ergänzen und voneinander zu profitieren, eine Doppelorientierung an Eltern und Gleichaltrigen scheint nicht ausgeschlossen zu sein (Grundmann, Huinik & Krappmann 1994; Schröder 1995). Allerdings sind bereichsspezifische Unterschiede zu beobachten: für Zukunftsfragen bleiben Eltern nach wie vor zentrale Ansprechpartner, im Bereich der physischen und sozialen Entwicklung steigt die Bedeutung der Peers (Fend 1990; Noack 1992a; Pikowsky & Hofer 1992; Schröder 1995; Stary 1989). Die Bindung an die Eltern bleibt nach neueren Ergebnissen auch dann erhalten, wenn sich die Beziehungen zu Gleichaltrigen intensivieren (Jugendwerk der Deutschen Shell 1992; Kromer 1995; Oswald 1989).

Die Freizeit wird von Jugendlichen mit zunehmendem Alter bevorzugt nicht mehr mit den Eltern, sondern mit Gleichaltrigen verbracht (Büchner, Fuhs & Krüger 1996; Jugendwerk der Deutschen Shell 1992; Noack 1992a).

Problematisch für die Entwicklung von Jugendlichen sowie für die Beziehung zu den Eltern erscheint es sowohl, wenn Jugendliche keine FreundInnen haben, als auch, wenn sie fast ausschließlich mit Gleichaltrigen zusammen sind (Oswald 1989). Übereinstimmend wird eine komplementäre Rolle der Peers bei einem guten, allerdings eine kompensatorische bei einem schlechten Familienklima festgestellt (Henderson et al. 1990; Hurrelmann 1994; Jugendwerk der Deutschen Shell 1992; Noack 1992a; Oswald 1989; Oswald 1992), d.h. ein negativer Einfluß der Peer group erscheint dann wahrscheinlich, wenn die Beziehung zu den Eltern als negativ erlebt wird. Der positivste Entwicklungsverlauf zeigt sich für Jugendliche, die befriedigende Beziehungen sowohl zu ihren Eltern als auch zu Peers unterhalten (Fend 1990).

## 8 Die Aufnahme gegengeschlechtlicher Beziehungen <sup>2</sup>

### 8.1 Jugend und Sexualität

Die Aufnahme gegengeschlechtlicher Beziehungen bzw. die Entwicklung einer sexuellen Identität wird einerseits als eine zentrale Entwicklungsaufgabe des Jugendalters betrachtet (vgl. Kapitel 2.2.1), andererseits als Statuspassage auf dem Weg zum Erwachsensein (Schröder 1995). In jedem Fall ist sie ein wichtiger Bestandteil der psychischen und sozialen Ablösung Jugendlicher von ihren Eltern und berührt die emotionalen Beziehungen zu ihnen (Hurrelmann 1994).

Während noch etwa bis zur Mitte unseres Jahrhunderts Sexualität gesellschaftlich normiert ausschließlich in der Ehe stattfinden sollte und damit außerhalb der Jugend lag, genießen Jugendliche heute wesentlich größere sexuelle Freiheiten (Neubauer & Melzer 1989, S. 322), und es scheint gerade umgekehrt so zu sein, „daß Sexualität, Erotik und gegengeschlechtliche Paarbeziehungen die Jugendphase konstituieren.“ (Schröder 1995, S. 167).

Der Wegfall von strengen und einschränkenden sozialen Regeln gegenüber dem Sexualverhalten hat allerdings, so die übereinstimmenden Ergebnisse, nur bei einer kleinen Min-

---

<sup>2</sup> Interessanterweise werden in der hier behandelten Literatur ausschließlich heterosexuelle Beziehungen von Jugendlichen angesprochen; homosexuelle Beziehungen finden keine Beachtung.

derheit von Jugendlichen zu Libertinage, unbegrenzter Freiheit und bindungslosem Verhalten geführt. Die Bedeutung von Liebe und Treue für sexuelle Beziehungen wird von den Jugendlichen stark betont; Sexualität wird weitgehend mit einer Liebesbeziehung verbunden (Eichentopf 1989; Hexel & König 1990; Hurrelmann 1994).

## **8.2 Gegengeschlechtliche Beziehungen in der Frühadoleszenz**

Die Beziehungen zum anderen Geschlecht gewinnen unter den 11- bis 14jährigen zunehmend an Bedeutung (Kromer 1995). Während unter den Zehnjährigen noch Ärgereien, ihre Abwehr und Zurechtweisungen das Bild des Umgangs von Jungen und Mädchen prägen (Krappmann & Oswald 1995, S. 202), ist das Verhältnis der 11- bis 14jährigen einerseits durch Distanz und Abwertung, andererseits aber auch durch den Wunsch nach Annäherung gekennzeichnet. Im Vordergrund steht zunächst die Abwertung des anderen Geschlechts: Mädchen seien grob, kindisch, aber vor allem arrogant und eingebildet; Buben seien kindisch, unreif und verklemmt (Kromer 1995; Tillmann 1992).

In der Untersuchung von Fend (1990) haben bereits im Alter von 12 Jahren relativ viele Jugendliche Probleme mit FreundInnen des anderen Geschlechts, wobei ein deutlicher geschlechtsspezifischer Unterschied je nach Schultyp feststellbar ist: Der Reflexionsgrad über das andere Geschlecht ist bei Mädchen in Gymnasien ungleich ausgeprägter als bei Jungen in Hauptschulen (Fend 1990, S. 76).

Übereinstimmend wird auch in anderen Untersuchungen festgestellt, daß Mädchen das kulturelle Feld des Sichverliebens und der Aufnahme heterosexueller Kontakte früher betreten als Jungen (Eichentopf 1989; Hurrelmann 1994; Jugendwerk der Deutschen Shell 1992). Selbst im Alter zwischen 11 und 14 Jahren, wo hinsichtlich konkreter sexueller Erfahrungen kaum ein Vorsprung gegenüber den Burschen besteht, beschäftigt die Mädchen das Thema Sexualität wesentlich stärker und vor allem konkreter als Buben (Kromer 1995). Erklärt wird dieser Vorsprung der Mädchen durch Entwicklungsunterschiede: Besonders zwischen dem 12. und 15. Lebensjahr sind Mädchen den Jungen in der körperlichen Reife im Schnitt um ein bis zwei Jahre voraus (Fend 1990, S. 138; Noack 1992a; vgl. Kapitel 2.1).

Durch diesen Entwicklungsvorsprung und die damit zusammenhängende Zuwendung der gleichaltrigen Mädchen zu älteren Burschen wird der nach wie vor bestehende männliche Überlegenheitsanspruch in Frage gestellt, und die Jungen haben teilweise erhebliche Probleme, in ihrem Selbstbild und ihrem Verhalten damit umzugehen (Fend 1990). Tillmann (1992, S. 21) eruiert in einer Untersuchung von 13- bis 16jährigen Jugendlichen folgende Verarbeitungsformen der Jungen: Renommiergehabe, körperliche Annäherungen in Form aggressiver Übergriffe, Rückzug, und, damit verbunden, häufig der Versuch, die gleichaltrigen Mädchen als „verdorben“ zu etikettieren.

## **8.3 Der Einfluß der Kontaktaufnahme zum anderen Geschlecht auf die Beziehungen zwischen Eltern und Jugendlichen**

### **8.3.1 Eltern als Gesprächspartner in sexuellen Belangen**

Aufgrund der großen Bedeutung der Schule für das Knüpfen gegengeschlechtlicher Beziehungen werden die ersten Freundschaften zwischen Jungen und Mädchen immer häufiger außerhalb des familiären Umfelds geknüpft; viele Heranwachsende halten diese neuen Erfahrungen bewußt von ihren Eltern fern. Beziehungen zum anderen Geschlecht werden von den von Fend (1990) untersuchten 12- bis 16jährigen zunehmend als „eigener“ Bereich verstanden, den man zwar mit altersgleichen FreundInnen, aber nicht mit den Eltern teilen will. Nur 13% der von Neubauer & Melzer (1989) befragten Jugendlichen zwischen 14 und 18 Jahren (d.h. zum Teil ältere Jugendliche als die hier fokussierte Altersgruppe) betrachten die Eltern als primäre Ansprechpartner in Fragen von Partnerschaft und Sexualität, wobei

solche Themen noch eher mit der Mutter diskutiert werden als mit dem Vater und Mädchen sich in diesen Belangen häufiger an die Eltern wenden als Jungen (vgl. dazu Kapitel 3.4).

Fend (1990) kommt in der Befragung 12- bis 16jähriger zum Ergebnis, daß Jugendliche im 13. Lebensjahr ihre Eltern am ehesten dann als Bezugs- und Ansprechperson wählen, wenn sie weniger die strikte Einhaltung von Normen in bezug auf Konformität erwarten, in ihrer Weltanschauung weniger konservativ sind, Zwang als Erziehungsmittel für weniger wichtig halten, in Konfliktsituationen nicht punitiv, sondern eher argumentativ reagieren und Freizeitaktivitäten mit ihren Kindern unternehmen: „*Hier verbinden sich intensive Kontakte und Freiheitsgewährung mit argumentativer Beeinflussung.*“ (Fend 1990, S. 210). Demgegenüber werden jene Eltern, deren Kinder sich in Fragen der Sexualität nicht an sie wenden, als sehr streng empfunden, sie reagieren in Konfliktsituationen eher punitiv und beschäftigen sich auch in der Freizeit weniger intensiv mit ihren Kindern.

Fend (1990) schließt aus diesen Ergebnissen, daß es für Eltern „*zwar anfangs möglich [ist], die andersgeschlechtlichen Kontakte restriktiv zu steuern. Dies scheint aber mit einer inneren Entfremdung von der Familie erkaufte zu werden.*“ (Fend 1990, S. 210).

### 8.3.2 Gegengeschlechtliche Beziehungen als Konfliktbereich

Der Wunsch der Jugendlichen auf eigene, von den Erwachsenen nicht einsehbare, Erfahrungen kann mit den Vorstellungen der Eltern kollidieren, die mit ihrer erzieherischen Verantwortung Informations- und Kontrollansprüche begründen möchten. Zu einer Problemzuspitzung kommt es häufig dann, wenn die erste „feste“ Freundschaft zum anderen Geschlecht geknüpft wird, wie Tillmann (1992) in einer repräsentativen Untersuchung von 13- bis 16jährigen Jugendlichen feststellt.

Storch (1994) stellt im Widerspruch dazu in ihrer Untersuchung von 12- bis 16jährigen Jugendlichen fest, daß gegengeschlechtliche Beziehungen zwar von den Jugendlichen selbst sehr ausführlich reflektiert werden, und zwar schon von den 13jährigen, demgegenüber dieses Thema im Bewußtsein der Eltern als Konfliktbereich aber nur minimal vorhanden sei. Dies betrachtet sie als Indiz dafür, daß Eltern und Jugendliche teilweise in „*getrennten Welten*“ leben und Eltern in bestimmten Bereichen nur wenig über die Bedürfnisse ihrer Kinder wissen (Burger & Seidenspinner 1988).

Allerdings räumt Storch (1994) ein, daß die sich entwickelnde Sexualität der Kinder von den Eltern häufig über den Umweg von Strukturen und Formalismen behandelt würde, wie z.B. abendliche Ausgehzeiten, die einen wesentlich höheren Rangplatz in der Konflikthäufigkeit einnehmen, und wo sich auch die Väter einschalten. Sie vermutet weiter, daß Äußerungen der Eltern zum für die Jugendlichen sehr wichtigen Thema der gegengeschlechtlichen Freundschaften eher unbeabsichtigt und nebenher verlaufen, da dies in der Wahrnehmung der Eltern noch kein relevantes Thema für ihre (12- bis 16jährigen) Kinder sei. Aus diesem Grund würden auch kaum Auseinandersetzungen über gegengeschlechtliche Beziehungen stattfinden.

Schmid-Tannwald & Urdze (1983, S. 68) verweisen demgegenüber für 13- bis 17jährige auf eine Tabuisierung sexueller Fragen im Elternhaus und auf eine reservierte Beziehung zwischen Eltern und Jugendlichen in diesem Bereich, obwohl gleichzeitig ein Großteil der Jugendlichen in anderen Bereichen eine offene und vertraute Beziehung zu den Eltern hätte.

Jugendliche befinden sich häufig in einem Widerspruch zwischen den Erwartungshaltungen der Eltern und jener der Gleichaltrigengruppe: Während bei den Peers der „Erfolg“ beim anderen Geschlecht erheblich zur Steigerung des Ansehens beiträgt (Neubauer & Melzer 1989), sind die Eltern darüber häufig nicht sonderlich erfreut, insbesondere bei sehr jungen Jugendlichen (Tillmann 1992, S. 25, in einer Untersuchung von 13- bis 16jährigen).

### 8.3.3 Geschlechtsspezifische Unterschiede

Für Mädchen stellt sich die Situation häufig besonders konfliktreich dar, und zwar einerseits aufgrund der noch immer geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Sexualmoral, andererseits aufgrund ihres Entwicklungsvorsprungs. Die erwachende Sexualität der Tochter scheint in den Augen vieler Eltern gefährlicher und problematischer zu sein als die der Jungen (Tillmann 1991, S. 174). Die Eltern erwarten, daß die Tochter nun zur Frau wird; zugleich betrachten sie diese Entwicklung aber mit Sorge. Die Tochter soll attraktiv sein, aber sie soll ihre Sinnlichkeit im Rahmen der „Sittlichkeit“ entwickeln. Wie sich angesichts der unübersehbaren Erwartungen von älteren Jungen die von den Eltern gewünschte „Sittlichkeit“ bewahren läßt, scheint ein zentrales Problem zu sein, das 13- bis 16jährige Mädchen mit ihrer neu zu definierenden Geschlechtsrolle haben (Tillmann 1992).

Die Situation der 13- bis 16jährigen Jungen hingegen stellt sich deutlich anders dar: Auch sie sind aufgefordert, erfolgreiche Beziehungen zum anderen Geschlecht zu knüpfen, allerdings werden ihnen dabei kaum Grenzen der „Sittlichkeit“ gesetzt. Ihr Problem ist eher der Erfolgsdruck und die mangelnden Möglichkeiten, für ihre Wünsche die entsprechenden Partnerinnen zu finden: Die gleichaltrigen Mädchen sind mit älteren Jungen beschäftigt, die jüngeren Mädchen sind „*noch nicht so weit*“ (Tillmann 1992, S. 26).

## 8.4 Zusammenfassung

**Die Kontaktaufnahme zum anderen Geschlecht sowie die Entwicklung einer sexuellen Identität stellt eine zentrale Entwicklungsaufgabe im Jugendalter dar und wird Jugendlichen heute auch großteils zugestanden (Hexel & König 1990; Hurrelmann 1994; Schröder 1995).**

In der Frühadoleszenz, d.h. ab einem Alter von etwa 11 Jahren gewinnen Beziehungen zum anderen Geschlecht zunehmend an Bedeutung (Fend 1990; Kromer 1995), wobei das Thema Sexualität Mädchen wesentlich früher, intensiver und konkreter betrifft als Jungen (Eichentopf 1989; Hurrelmann 1994; Jugendwerk der Deutschen Shell 1992; Kromer 1995). Mädchen sind Jungen in der körperlichen Reife im Schnitt um ein bis zwei Jahre voraus (Fend 1990; Noack 1992a) - ein Entwicklungsvorsprung, aus dem Probleme im Selbstbild und im Verhalten gleichaltriger männlicher Jugendlicher resultieren können (Fend 1990; Tillmann 1992).

Erste Freundschaften werden zunehmend außerhalb des familiären Umfelds geknüpft und von Jugendlichen als „eigener“ Bereich betrachtet, der von den Eltern ferngehalten wird (Fend 1990). Primäre Gesprächspartner in Fragen zu Sexualität und gegen geschlechtlichen Beziehungen sind nicht die Eltern, sondern die Gleichaltrigen (Fend 1990; Noack 1992a; Pikowsky & Hofer 1992; Schröder 1995). Am ehesten scheinen die Eltern dann als GesprächspartnerInnen gewählt zu werden, wenn sie weniger konservativ und punitiv, sondern eher argumentativ reagieren und intensive Kontakte zu ihren Kindern mit einem hohen Maß an Freiheitsgewährung verbinden. Ein restriktives elterliches Erziehungsverhalten hingegen kann zwar dazu beitragen, die andersgeschlechtlichen Kontakte der Jugendlichen zu steuern - allerdings nur auf Kosten einer emotionalen Entfremdung der Jugendlichen von ihren Eltern (Fend 1990).

Kontakte zum anderen Geschlecht werden von frühpubertären Jugendlichen sehr ausführlich reflektiert, in der Wahrnehmung ihrer Eltern allerdings noch nicht als relevantes Thema betrachtet, das von ihnen auch kaum mit ihren Kindern diskutiert wird (Kromer 1995; Storch 1994; Tillmann 1992). Dies verdeutlicht sich in der geringen Relevanz dieses Themas als Konfliktgegenstand zwischen Eltern und Jugendlichen, wobei allerdings beachtet werden muß, daß die sich entwickelnde Sexualität der Kinder von den Eltern häufiger über Umwege als über die direkte Diskussion behandelt wird,

wie z.B. abendliche Ausgehzeiten (Storch 1994), die wesentlich stärker konfliktbehaftet sind.

Jugendliche befinden sich häufig in einem konfliktreichen Widerspruch zwischen den Erwartungshaltungen der Gleichaltrigengruppe und jenen der Eltern in bezug auf die Aufnahme gegengeschlechtlicher Beziehungen (Neubauer & Melzer 1989). Vor allem für Mädchen scheint aufgrund ihres „Entwicklungsvorsprungs“ die Vereinbarung unterschiedlicher Erwartungen ein zentrales Problem darzustellen (Tillmann 1992). Für frühadoleszente Jungen hingegen ergibt sich als größtes Problem der Erfolgsdruck sowie die geringen Möglichkeiten, Mädchen zum Knüpfen erster Beziehungen zu finden (Tillmann 1992).

## 9 Freizeit

### 9.1 Freizeitbeschäftigungen von Jugendlichen

Der freien Zeit von Jugendlichen kommt eine sinn- und statusverleihende Bedeutung zu, weil sie die Möglichkeit eröffnet, eigene Identitätsentwürfe zu erproben (Zinnecker & Silbereisen 1996, S. 42).

Im Freizeitbereich, vor allem in der Musik- und Bücherauswahl, in der Gestaltung der Freizeit und in der Wahl der FreundInnen, mit denen die Freizeit verbracht wird, halten es Jugendliche für sehr wichtig, weitgehend selbst zu entscheiden: Rund drei Viertel der 10- bis 15jährigen wollen sich hier von den Eltern nicht „dreinreden“ lassen (Kötters, Krüger & Brake 1996).

Als beliebteste Freizeitbeschäftigungen der österreichischen 11- bis 14jährigen erweisen sich „mit Freundinnen etwas unternehmen“ (Mädchen), Fernsehen/Videos ansehen, Musik hören, ins Kino gehen sowie Sport (Burschen) (Kromer 1995). Zu sehr ähnlichen Ergebnissen kommen Engel & Hurrelmann (1991, 1994) und Fend (1990), jeweils für 12- bis 16jährige. Den Bildungsansprüchen der sog. „Hochkultur“, wie Theater- oder Opernbesuch, kommen Jugendliche dieser Altersgruppen selten bis nie entgegen (Hurrelmann 1994; Kromer 1995).

Deutlich wird die wichtige Rolle von Musik im Leben der Jugendlichen. Der sich verändernde Musikgeschmack ist schon für die 11- bis 14jährigen ein wichtiger Ansatzpunkt für eine erste Differenzierung von den Eltern. Bereits etwa zwei Drittel der 10- bis 12jährigen geben an, sie hätten einen völlig anderen Musikgeschmack als ihre Eltern (Kromer 1995). Die musikalische Orientierung an den Gleichaltrigen hingegen steigt.

Auffallend ist das starke Problembewußtsein der Jugendlichen für soziale, (umwelt)politische und ökologische Probleme (Kromer 1995; Pazelt 1990). Bei einem Teil führt das zu konkreten Handlungen, wie der Mitgliedschaft in diversen Organisationen (Panda-Club, Vier Pfoten, WWF, Greenpeace) oder Verhaltensänderungen im persönlichen Bereich (Mülltrennung, Umweltpapier etc.). Vor allem die jüngeren Jugendlichen (11- bis 14jährige in der Untersuchung von Kromer 1995) sind (noch) bereit, sich für ihre Anliegen zu engagieren.

Geschlechtsspezifische Differenzierungen im Freizeitbereich finden sich dahingehend, daß Jungen ihre Freizeit häufig im Freien bzw. an öffentlichen Orten verbringen, eher an Technik interessiert sind und sich häufiger sportlich betätigen (Engel & Hurrelmann 1994; Fend 1990; Fuhs 1996; Kromer 1995), während Mädchen kulturell-kommunikative Aktivitäten im Haus bevorzugen. Sie reden gern mit FreundInnen, spielen eher ein Musikinstrument, lesen gern, schreiben Gedichte oder Tagebuch (Fend 1990, Fuhs 1996, Kromer 1995, Pazelt 1990).

Fuhs (1996, S. 156) stellt in der Befragung 10- bis 15jähriger weiters klare schichtspezifische Unterschiede fest: Während Jugendliche mit niedrigerem sozialem Status eher außerhäuslichen, frei gestalteten Tätigkeiten nachgehen, wird für Jugendliche aus mittleren Sozialschichten diese traditionelle „Straßenkindheit“ durch Aktivitäten in einem speziellen Verein ergänzt. Bei Jugendlichen mit hohem sozialem Status schließlich zeigt sich eine komplexe Aktivitätsstruktur in mehreren Vereinen; freie Aktivitäten finden nur in Terminlücken statt.

Im Verlauf der Jugendphase nimmt allerdings die Partizipationsrate an Vereinen ab (Zinnecker & Silbereisen 1996, S. 67).

Regionalspezifisch betrachtet zeigt sich, daß die Landjugend wesentlich „vereinsfreudiger“ ist als die städtischen Jugendlichen (Winter 1993). Am Land sind zwei Drittel in einem Verein aktiv.

Gut die Hälfte der Freizeit wird von Jugendlichen in der elterlichen Wohnung verbracht; allerdings nur zu einem sehr kleinen Teil mit den Eltern zusammen. Vorherrschend sind hier Kontakte mit FreundInnen, mit Geschwistern oder auch Alleinbeschäftigungen. Die meisten Freizeitbeschäftigungen Jugendlicher sind solche, die mit intensiven Kontakten zu Gleichaltrigen zusammenhängen (Hurrelmann 1994). Ein wichtiger Begegnungs- und Kommunikationsort ist neben der Schule die Discothek. Der erste Discothekenbesuch, etwa ab dem 14. Lebensjahr anzusiedeln, signalisiert in der Regel den Einstieg in das jugendkulturelle Leben (Jugendwerk der Deutschen Shell 1992; Kötters, Krüger & Brake 1996; Befragung von 10- bis 15jährigen).

Bereits 10- bis 15jährige (Fuhs 1996) weisen eine hohe Selbständigkeit im Freizeitbereich und Terminmanagement auf: Nur rund ein Viertel aller Kinder wird von ihren Eltern oft an Termine erinnert, gut ein Drittel achtet selbst darauf und wird von den Eltern nie an Sport oder Musikstunde erinnert. Auch führt eine größere Anzahl an Terminen nicht zwangsläufig zu einer höheren Unterstützung durch die Eltern (Fuhs 1996).

## 9.2 Jugendfreizeit als Konsumfreizeit

Hurrelmann (1994) stellt eine deutliche Konsumorientiertheit des Freizeitverhaltens Jugendlicher fest. Trotz bestehender materieller Abhängigkeiten von den Eltern können Jugendliche heute schon frühzeitig zumindest in Teilbereichen des Warenmarktes als Konsumenten auftreten (Zinnecker & Silbereisen 1996). Jugendliche leben in dem Widerspruch, sich in bezug auf schulische Lebensbezüge erhöhten Entscheidungs- und Handlungszwängen sowie verengten Optionen ausgesetzt zu sehen, während *„der Freizeit- und Konsumbereich mit seinem riesigen Angebot immer jüngere Jugendliche zu kompetenten Konsumenten mit fast unlimitierten Wahlmöglichkeiten und Handlungsoptionen stilisiert.“* (Buchmann 1989).

Der Einfluß der Peers ist gerade im Konsum- und Freizeitbereich relativ groß. Um in der Gleichaltrigengruppe Akzeptanz zu finden, werden nachdrückliche Versuche unternommen, den durch Werbung und Massenmedien suggerierten Bildern zu entsprechen (Hurrelmann 1994), wobei vor allem das richtige Outfit und das Tragen bestimmter „In“-Marken von entscheidender Bedeutung ist (Kromer 1995).

### 9.2.1 Verwendung des Taschengeldes

Jugendliche verfügen heute teilweise anstatt eines spärlichen Taschengeldes über ein beträchtliches fixes Einkommen, weshalb die *„Skippies“* (school kids with income and purchasing power) von der Konsumgüterindustrie zunehmend als Wirtschaftsfaktoren entdeckt werden (Kromer 1995, S. 9).

Die Höhe des Taschengeldes erhöht sich mit fortschreitendem Alter der Jugendlichen kontinuierlich. Ausgegeben wird es von den 12- bis 16jährigen vorrangig für den Freizeitbereich sowie für Kleidung (Engel & Hurrelmann 1994).

Der Umgang mit Taschengeld ist für die Mehrheit der Jugendlichen eine persönliche Angelegenheit ohne direkte elterliche Kontrolle. Eltern gestehen ihren Kindern bei der Verwendung des Taschengeldes einen entsprechend großen Freiraum zu, wenn auch ein nicht unbeträchtlicher Teil der Eltern dennoch auf einen sinnvollen Umgang ihrer Kinder mit dem Taschengeld achtet, und zwar sind dies vor allem Eltern von jüngeren Jugendlichen und von Jungen (Kötters, Krüger & Brake 1996 in einer Untersuchung von 10- bis 15jährigen).

Geschlechtsspezifische Unterschiede lassen sich insofern feststellen, daß Burschen über weit mehr Geld als Mädchen verfügen und auch besser mit Unterhaltungsgütern (Stereoanlage, Foto-/Filmausrüstung, Sportgeräte) ausgestattet sind (Krüger & Thole 1992; Pazelt 1990). Trotzdem sind Jungen wesentlich unzufriedener mit der Höhe ihres Taschengeldes.



Storch (1994) stellt in ihrer Untersuchung an 12- bis 16jährigen Jugendlichen fest, daß der Konsumbereich für Jungen eine zentralere Bedeutung hat als für Mädchen, welche z.B. gegengeschlechtliche Beziehungen höher reihen. Sie resümiert: „*Angesichts der Ranglisten der männlichen Jugend kann ohne Übertreibung konstatiert werden: Für die Jungen unserer Studie ist das Moped (der Computer, das Skateboard, das Surfbrett, das Mountainbike) über alle Jahre hinweg wichtiger als die Freundin.*“ (Storch 1994, S. 88). Flaake (1989) hat dazu die Theorie entwickelt, daß dem Erwerb von Statussymbolen für Jungen der Charakter einer „Inbesitznahme der Welt“ zukommt. Über die Aneignung kulturell anerkannter Symbole für seine phallische Potenz hätte der adoleszente Junge so die Möglichkeit, seine altersspezifisch höhere Verwundbarkeit zu überspielen.

### **9.3 Jugendfreizeit als Medienfreizeit**

#### **9.3.1 Ausmaß des Medienkonsums Jugendlicher**

Engel & Hurrelmann (1994) eruieren für die BRD, daß schon die 12- und 13jährigen durchschnittlich an einem normalen Wochentag 1 Stunde und 45 Minuten vor dem Fernseher oder Videogerät verbringen, samstags durchschnittlich 2 Stunden und 40 Minuten. In den Folgejahren nimmt der Medienkonsum noch zu. Demgegenüber kommt Fend (1990) in einer Untersuchung von 12- bis 16jährigen Jugendlichen zum Ergebnis, daß der Fernsehkonsum während dieser Altersphase sinkt. In Österreich geben 11- bis 14jährige Fernsehen und Videos ansehen als eine sehr beliebte Freizeitbeschäftigung an, bei Jungen steht sie sogar an erster Stelle (Kromer 1995). Bezüglich der Häufigkeit des Medienkonsums scheinen keine Unterschiede zwischen Stadt- und Landkindern zu bestehen (Fuhs 1996).

Die Sorge der Eltern über den Fernseh- und Videokonsum ihrer Kinder drückt sich darin aus, daß von den 11- bis 14jährigen österreichischen Jugendlichen 59% der Burschen und 54% der Mädchen angeben, oft bzw. manchmal Konflikte bezüglich des Fernsehens mit ihren Eltern zu haben. Bei Burschen ist Fernsehen in dieser Untersuchung sogar das Konfliktthema Nummer 1 (Kromer 1995).

Hurrelmann (1994) stellt hingegen fest, daß die Mehrzahl der Eltern sich einer bewußten Medienerziehung der Kinder und Jugendlichen enthält. Die meisten Eltern würden nur bestimmte Wertungen aussprechen, diese aber selten in Empfehlungen oder Verbote umsetzen.

In Familien, in denen die Eltern einen höheren Bildungsabschluß haben, würde noch am aktivsten der Umgang mit Büchern, Zeitungen und Computern und ein bewußtes, selektives Medienverhalten der Jugendlichen gefördert. Eltern aus den unteren Berufs- und Bildungsschichten hingegen pflegen selbst einen eher passiv-konsumierenden Stil der Mediennutzung, der dann an die Kinder und Jugendlichen weitergereicht würde (Hurrelmann 1994, S. 167). Auch andere AutorInnen stellen deutliche soziale Unterschiede fest: Je höher der soziale Status, desto weniger spielt Fernsehen im Alltagsleben der Jugendlichen (und auch ihrer Eltern) eine Rolle (Fuhs 1996; Saxer 1989).

#### **9.3.2 Auswirkungen des Medienkonsums auf die Beziehung zwischen Eltern und Jugendlichen**

Die Mediatisierung des Alltags stellt für Heranwachsende ein generationsbildendes Element dar, Kinder und Jugendliche werden heute als die „Multi-Media-Generation“ bezeichnet (Luger 1991, S. 265). Jugendliche benutzen unterschiedliche Medien insgesamt flexibel und zu unterschiedlichen Zwecken, sie haben kaum Berührungsängste vor neuen Techniken und integrieren diese selbstverständlich in ihren Alltag. Die Medienausstattung Jugendlicher hat in den letzten Jahrzehnten deutlich zugenommen (Krüger & Thole 1992, S. 451). Dies führt zu unterschiedlichen Medienerfahrungen von Jugendlichen und ihren Eltern, für die in ihrer

Jugendzeit das Fernsehen teilweise noch „eine besondere Attraktion“ war (Sander 1989, S. 420).

Durch die allgegenwärtige Präsenz von Medien im Privatbereich und in der Öffentlichkeit nehmen Kinder und Jugendliche schon sehr früh an der Erwachsenenwelt teil, Medien ermöglichen den Zugang zur Erwachsenenwelt ohne Erwachsene (Sander 1989, S. 421). Kinder haben schon von klein auf die Möglichkeit, sich mit anderen Milieus, Normen, Werten und Verhaltensweisen vertraut zu machen. Der Einfluß der Eltern im Erziehungsprozeß wird durch diese Einwirkung außerfamiliärer Sozialisationsprozesse relativiert: *„Die jugendliche Mediensozialisation erfolgt in einem Spannungsverhältnis zwischen den medial vermittelten Weltbildern und den realen Erziehungspraktiken und Wertvorstellungen der Eltern. Medienwissen und Medienerfahrung werden für die Lebensvorstellungen und Verhaltensweisen der Jugendlichen sozialisationswirksam und produzieren vielfältige Anlässe, die Lebens- und Wertvorstellungen der Eltern zu hinterfragen.“* (Sander 1989, S. 421).

Der Medienkonsum rückt die kindliche und jugendliche Lebenswelt immer stärker an die Erwachsenenwelt heran und hatte maßgeblichen Anteil an der Aufhebung pädagogischer Schutzräume (Schröder 1995). Die Unterscheidung zwischen Jugendstatus und Erwachsenenstatus wird dadurch immer schwieriger. Gerade die Medien, so die These von Postman (1983), führen dazu, daß die „Erfindung“ von Kindheit und Jugend (Ariès 1975) wieder rückgängig gemacht wird: Alle partizipieren an den gleichen Fernsehprogrammen, die keine Differenz mehr herstellen (Baacke 1991; Kromer 1995).

#### 9.4 Zusammenfassung

**Der Freizeitbereich stellt ein Gebiet umfassender jugendlicher Selbstbestimmung und -entscheidung dar (Fuhs 1996; Kötters, Krüger & Brake 1996). Als beliebteste Freizeitbeschäftigungen der österreichischen 11- bis 14jährigen werden Unternehmungen mit FreundInnen, Fernsehen/Videos ansehen, Musik hören, ins Kino gehen sowie Sport genannt (Kromer 1995; Engel & Hurrelmann 1991, 1994). Männliche Jugendliche verbringen ihre Freizeit eher an öffentlichen Orten, während Mädchen kulturell-kommunikative Aktivitäten im Haus bevorzugen (Fend 1990; Fuhs 1996; Kromer 1995).**

**Das Freizeitverhalten Jugendlicher weist eine deutliche Konsumorientierung auf (Buchmann 1989; Hurrelmann 1994). Trotz materieller Abhängigkeiten von den Eltern verfügen Jugendliche heute teilweise über beträchtliche Geldsummen (Kromer 1995), über deren Verwendung sie auch eigenständig entscheiden können (Kötters, Krüger & Brake 1996). Jungen verfügen über mehr Geld als Mädchen (Krüger & Thole 1992; Pazelt 1990) und messen dem Konsumbereich auch eine zentralere Bedeutung zu (Storch 1994).**

**Jugendfreizeit ist weiters geprägt von einem hohen Ausmaß an Medienkonsum (Engel & Hurrelmann 1994; Krüger & Thole 1992; Luger 1991), wobei die Beeinflussung des Mediennutzungsverhaltens durch die Eltern relativ gering zu sein scheint (Hurrelmann 1994), obwohl es ein häufiges Konfliktthema in Familien mit Jugendlichen darstellt (Kromer 1995).**

**Deutliche Einflüsse schichtspezifischer Art werden dahingehend sichtbar, daß die Bedeutung des Fernsehens im Alltagsleben der Jugendlichen mit steigendem sozialem Familienstatus sinkt (Fuhs 1996; Saxer 1989). Als Folgen der zunehmenden Mediatisierung wird eine Relativierung des elterlichen Einflusses im Sozialisationsprozeß (Sander 1989) sowie ein Verschwimmen der Grenzen zwischen Jugendlichen und Erwachsenen betrachtet (Baacke 1991; Kromer 1995; Postman 1983; Schröder 1995; Zinnecker & Silbereisen 1996).**

## 10 Schule und Ausbildung

### 10.1 Die Bedeutung der Schule im Leben Jugendlicher

Gegenwärtig zeigt sich eine Tendenz zur Ausweitung und Verschulung von Jugend. Unabhängig vom Geschlecht verbringen immer mehr Jugendliche immer mehr Zeit in öffentlichen Bildungseinrichtungen. Der Schulbesuch ist zu einem zentralen Strukturmerkmal der heutigen Jugend geworden. Die Jugendzeit ist in den modernen Industriegesellschaften zur Schulzeit geworden (Helsper 1992; Schröder 1995). Die Schule nimmt für Jugendliche zeitlich den größten Raum ihres Lebens ein. Die geschätzte Gesamtstundenbelastung liegt bei HauptschülerInnen zwischen 44 und 47 Stunden pro Woche, bei GymnasiastInnen sogar bei 45 bis 50 Stunden (Eder 1988).

Eine Nivellierung von geschlechts- und schichtspezifischen Differenzen ist seit den 50er Jahren festzustellen, wobei beide allerdings noch nicht vollständig ausgeräumt sind. Jene Jugendlichen, die früher die Schule verlassen und keine höherqualifizierten Schulabschlüsse erreichen, sind noch immer häufig niedriger sozialer Herkunft und unterliegen dem Muster einer „gestauchten Jugendphase“, im Unterschied zur durch den verlängerten Schulbesuch „gestreckten Jugendphase“ der Jugendlichen aus höheren Schichten (Helsper 1992, S. 361; Schröder 1995).

Auch durch die Auslagerung schulischer Aufgaben an die Familie können soziale Ungleichheiten verstärkt werden, wie Nave-Herz (1994, S. 70ff) für die Hausaufgabenbetreuung ausführt: Wirken sich in den ersten Schulklassen lediglich die unterschiedlichen Fähigkeiten der Eltern bei der Hausaufgabenbetreuung auf die schulischen Chancen der Kinder aus, so können in den höheren Klassen die ökonomisch bessergestellten Eltern diese Aufgabe an bezahlte, professionelle Helfer (Nachhilfe-LehrerInnen) delegieren und ihren Kindern auch anderweitig mehr Unterstützungsleistungen zukommen lassen (Nave-Herz 1994).

### 10.2 Einstellungen Jugendlicher zur Schule

Die Jugendlichen selbst sind sich großteils der Wichtigkeit der formalen Schulbildung bewusst. Sie scheinen den Sinn der Schule nicht in erster Linie in der Wissensvermittlung, sondern in der engen Koppelung des formalen Niveaus des Schulabschlusses mit den späteren beruflichen und gesellschaftlichen Chancen zu sehen (Buchmann 1989; Hurrelmann 1994). Unter diesen Umständen ist es weniger die angebotene Bildungserfahrung, die für Jugendliche (11- bis 14jährige in der Untersuchung von Kromer 1995) den Schulbesuch sinnvoll erscheinen läßt, sondern es herrscht eine „instrumentelle“ Lernmotivation vor: Eine gute Schulbildung und das Wissen bestimmter Lerninhalte ist notwendig, um später einen guten Job und eine gewisse soziale Position zu erreichen (Kromer 1995). d

Trotz des Bewußtseins der Wichtigkeit formaler Schulbildung sinkt nach den Ergebnissen von Fend (1990) bei 12- bis 16jährigen die „Liebe zur Schule“ mit zunehmendem Alter. Von den befragten 12jährigen fühlen sich noch 28% in der Schule sehr wohl und nur 2% gar nicht wohl, bei den 15jährigen hingegen sind nur noch 7% euphorisch, etwa 9% aber sehr negativ eingestellt. Begleitet wird die zunehmende Distanz zur Schule von einem geschlechtsspezifisch unterschiedlich stark ausgeprägten Rückgang der Notendurchschnitte und Veränderungen im Bereich der Disziplin (Fend 1990, S. 95ff).

### 10.3 Erwartungen der Eltern an die Schule

Die Schule wird als zentrale Verteilungsstelle von Lebenschancen gesehen, wobei die Bedeutung, die Eltern der Schule beimessen, vor allem in der Erwartung sozialen Aufstiegs für ihr Kind liegt (Hexel & König 1990; Hofer 1992b). Das Risiko, an den im Schul- und Ausbil-

dungsbereich gestellten Erwartungen zu scheitern, ist nicht nur für den Jugendlichen, sondern auch für dessen Herkunftsfamilie kostspielig. Denn im Falle eines Scheiterns „*verspielt er nicht nur seine eigenen Aussichten, sondern beschwört auch die Gefahr herauf, daß die soziale Stellung der Herkunftsfamilie in der Generationenfolge nicht reproduziert werden wird. Der Schulerfolg des Nachwuchses liegt daher auch im vitalen Interesse der Eltern, die im allgemeinen darauf bedacht sein werden, daß die Schulleistungen der Kinder ihren Erwartungen entsprechen.*“ (Engel & Hurrelmann 1989, S. 10).

Trotz insgesamt verbesserter Chancen hat sich aber der Wettbewerb um eine günstige Ausgangsposition für den beruflichen Plazierungsprozeß erheblich verschärft. Um den sozialen Status der Herkunftsfamilie zu erhalten, müssen Jugendliche heute einen Bildungsabschluß erwerben, der über jenem ihrer Eltern liegt (Hurrelmann 1994; Schröder 1995). Weiterführende Bildungsabschlüsse garantieren aber nicht mehr wie vor der Bildungsexpansion „entsprechende“ berufliche und soziale Positionen, es kommt zu einer Entwertung von Bildungstiteln (Meulemann 1989).

Die Reaktion der Eltern auf diese Lage besteht darin, noch höhere Qualifikationen für ihre Kinder anzustreben, was sich in einem verstärkten Trend des Besuchs der Unterstufe allgemeinbildender höherer Schulen manifestiert. Jedes Schuljahr verschiebt sich die Übertrittsquote um einige Prozentpunkte zuungunsten der Hauptschule (Kremzar 1993, S. 278).

Vieles spricht dafür, daß die Eltern sich heute wesentlich mehr um die Schulleistungen ihrer Kinder kümmern als noch eine Generation davor: „*Wo Eltern ehemals nur die Zeugnisse ihrer Kinder ansahen, verfolgen sie heute die Note jeder Klassenarbeit. Und gerade die Eltern, die so den von der Schule ausgehenden Druck noch verstärken, klagen besonders laut über den Schulstreß.*“ (Allerbeck & Hoag 1985, S. 81).

Die Erledigung von Hausaufgaben stellt ein zentrales Thema schulisch bezogener Interaktion zwischen Eltern und Kindern dar, und zwar vor allem in den ersten Schuljahren. Allerdings geben noch 53% der Eltern von 15jährigen an, ihren Kindern bei den Hausaufgaben zu helfen, und 46% befragen ihre Kinder oft nach den Hausübungen (Hofer 1992b, S. 179).

#### **10.4 Schulleistungen als Konfliktursache zwischen Eltern und Jugendlichen**

Schulleistungen haben als Gesprächsthema innerhalb der Familien zwischen den 50er und den 80er Jahren an Bedeutung gewonnen, als Konfliktstoff aber an Bedeutung verloren (vgl. Kapitel 5.3). Meulemann (1989) erklärt dies damit, daß Schulleistungen früher Sache der Kinder waren und erst im Falle des Scheiterns auch Sache der Eltern, während sich heute Eltern und Kinder gemeinsam um die Schulleistungen kümmern. Das Thema Schulleistungen tangiere zwar den Alltag der Familie, aber Konflikte darüber würden gleichermaßen zu kostspielig. Sie würden Energien in der Familie vergeuden, die außerhalb der Familie für den Statuserhalt gebraucht werden, was als Zusammenschluß der Familie im Dienste des sozialen Aufstiegs interpretiert wird (Meulemann 1989).

Engel & Hurrelmann (1994) interpretieren das Interesse der Eltern an guten Schulleistungen der Kinder als letztlich den Eigeninteressen der Eltern entspringend, weil im Falle des Scheiterns der Jugendliche nicht nur seine eigenen beruflichen Aussichten vermindern, sondern auch den Herkunftsstatus und mithin das aufs Spiel setzen würde, was die Elternfamilie bereits erreicht hat.

Einen möglichen strukturellen Dauerkonflikt sieht Hurrelmann (1994) darin, daß die Eltern zwar wissen, daß sie gesellschaftlich für den Schulerfolg ihrer Kinder mitverantwortlich gemacht werden, zugleich aber spüren, wie gering ihre unmittelbaren Einflußmöglichkeiten auf das Leistungsverhalten ihrer Kinder sind.

Die Leistungserwartungen der Eltern liegen im Mittel über den tatsächlichen Leistungen der Jugendlichen (Hofer 1992b). In Reaktion auf die unübersichtliche Arbeitsmarktsituation der

letzten Jahre hat sich *„der Erwartungsdruck der Elternhäuser an Jugendliche verstärkt, eine anspruchsvolle Schullaufbahn zu durchlaufen. Rückschläge in der Schullaufbahn werden als schwerwiegende und weitreichende Gefährdung der elterlichen sozialen und beruflichen Staturerwartungen wahrgenommen.“* (Hurrelmann 1994, S. 140).

Versagensereignisse werden angesichts ihrer großen Tragweite sowohl von Jugendlichen, als auch von ihren Eltern als empfindliche Störfaktoren empfunden. Beide stellen bei Versagen kaum die Legitimität der bestehenden Lern-, Beurteilungs- und Auslesemechanismen in Frage, sondern machen eher den/die SchülerInnen selbst für erwartungswidrig schlechte Noten verantwortlich. Die Leistungsanforderungen werden in der Mehrzahl der Familien als unvermeidbar und formal gerechtfertigt verstanden (Hofer 1992b; Hurrelmann 1994, S. 111).

Bezüglich der Auslösung von Streß in der Schule werden Jugendliche mit hoher Leistungsmotivation, die durch nachgewiesene Leistung die Akzeptanz und Zustimmung der Eltern erringen wollen, von Hurrelmann (1994) als eine „gesundheitsgefährdete“ Gruppe betrachtet, was besonders stark bei schulischen Mißerfolgserlebnissen zum Ausdruck kommt. Davon sei zur Zeit nur eine Minderheit der Jugendlichen betroffen, doch ist eine ständige Erhöhung der Abschlusserwartungen der Eltern festzustellen: Heute erwarten schon fast 60% der Eltern von Schulkindern, daß ihr eigenes Kind einmal das Abitur machen sollte (Rolf et al. 1990). Hurrelmann (1994) geht davon aus, daß in den beginnenden 90er Jahren etwa ein Drittel der Schülerinnen und Schüler mit Versagenserlebnissen im Schulsystem zu tun haben, die die eigenen und die elterlichen Erwartungen spürbar verletzen. Er erwartet unter solchen Voraussetzungen ein Anwachsen dieser Minderheitsgruppe.

## **10.5 Wissensgefälle und Bildungsumkehr**

Aufgrund der sich permanent erhöhenden Bildungsabschlüsse der Jugendlichen entsteht ein teilweise beträchtliches Bildungsgefälle zwischen Eltern und Kindern. Eine Folge davon ist, daß Eltern ihren Kindern für Zukunftsfragen bezüglich des schulischen Bildungswegs nur wenig Orientierungshilfe geben können: *„Getragen vom Bildungsoptimismus der sechziger Jahre und dem Wunsch, den Kindern eine Ausbildung zu ermöglichen, die ihnen selbst vielfach noch verschlossen war, ist die zentrale Botschaft der Eltern an ihre Kinder zwar unübersehbar - ‘das Erreichte sichern, ein Stück sozialen Aufstiegs schaffen’ -, bleibt aber vage.“* (Hexel & König 1990, S. 85).

Weil Kinder heute in ihrer Schullaufbahn mehr erreichen müssen als ihre Eltern, um den Sozialstatus der Herkunftsfamilie halten zu können, finden sich an den weiterführenden Schulen und Gymnasien zu über einem Drittel Jugendliche, deren Eltern diese Schulformen nicht besucht haben. Sie sind *„bildungsmäßige ‘soziale Aufsteiger’, mit den bekannten Unsicherheiten, Anspannungen und Irritationen, die eine statusmäßig ungewohnte Situation mit sich bringt.“* (Hurrelmann 1994, S. 141).

Die Bildungs- und Wissensunterschiede zwischen Eltern und Jugendlichen dürfen allerdings nicht ausschließlich negativ betrachtet werden, sondern führen, so die These von Baacke (1991) zu einer *„retroaktiven Sozialisation“*, im Zuge derer realisiert werde, daß Jugendliche nicht nur von Erwachsenen lernen, sondern auch umgekehrt. In einer sich schnell wandelnden Welt würden alle Menschen, gleich welchen Alters, über bestimmte Kompetenzen verfügen und diese weitergeben können. Jugendliche können z.B. häufig technisches Wissen über technische Geräte an ihre Eltern vermitteln (Schmidt-Denter 1993, S. 343).

Nach diesem Konzept des Austauschs von Kompetenzen sind *„Bildungswissen, moralische Integrität, selbst Lebenserfahrung, nicht mehr nur auf der einen Seite, dagegen Neugier, Experimentieren und transitorisches Erprobungsverhalten nicht mehr nur auf der anderen Seite abzubuchen.“* (Baacke 1991, S. 329).

Dieser Austausch von Kompetenzen gelingt allerdings nicht allen Eltern gleichermaßen. Nach den Ergebnissen von Oswald & Boll (1992) für 12- bis 18jährige lassen sich Väter nur selten von der Meinung ihrer Kinder überzeugen, wohingegen Mütter eher bereit seien, von ihren Kindern zu lernen.

## 10.6 Zusammenfassung

Der Schulbesuch ist zu einem zentralen Strukturmerkmal der modernen Jugendzeit geworden (Helsper 1992; Schröder 1995). Obwohl eine Nivellierung geschlechts- und schichtspezifischer Differenzen erfolgte, können nach wie vor sozial bedingte Differenzierungen festgestellt werden (Nave-Herz 1994; Schröder 1995).

Obwohl Jugendliche sich großteils der Wichtigkeit der formalen Schulbildung bewußt sind (Buchmann 1989; Hurrelmann 1994), steigt die Distanzierung von der Schule mit zunehmendem Alter (Fend 1990), was sich vor allem bei männlichen Jugendlichen in einem Rückgang der Notendurchschnitte sowie in Veränderungen im Bereich der Disziplin manifestiert (Fend 1990).

Von den Eltern wird die Schule als zentrale Verteilungsstelle von Lebenschancen und als Möglichkeit des sozialen Aufstiegs für ihr Kind gesehen (Hexel & König 1990; Hofer 1992b). Die Reaktion der Eltern auf die zunehmende Entwertung von Bildungstiteln (Meulemann 1989) besteht darin, noch höhere Qualifikationen für ihre Kinder anzustreben (Kremzar 1993) und sich verstärkt um ihre Schulleistungen zu kümmern (Allerbeck & Hoag 1985; Schütze 1988). Schulleistungen haben als Gesprächsthema zwischen Eltern und Jugendlichen in den letzten 40 Jahren an Bedeutung gewonnen, als Konfliktstoff hingegen an Bedeutung verloren. Den Grund dafür vermutet Meulemann (1989) darin, daß Konflikte auf diesem Gebiet Energien vergeuden würden, die für das gesamtfamiliale Projekt des Stuserhalts und möglichen sozialen Aufstiegs benötigt werden.

Engel & Hurrelmann (1994) verorten das große Interesse der Eltern an einer positiven Schullaufbahn ihrer Kinder als letztlich dem Eigeninteresse der Eltern entspringend, weil im Fall des Scheiterns auch die soziale Stellung der Herkunftsfamilie gefährdet ist.

Die Leistungserwartungen der Eltern liegen im Mittel über den tatsächlichen Leistungen der Jugendlichen (Hofer 1992b) und auch über dem von ihnen selbst erreichten Schulabschuß (Rolff et al. 1990). Ist derzeit eine Gruppe von etwa einem Drittel der SchülerInnen mit Versagenserlebnissen im Schulsystem konfrontiert, so erwartet Hurrelmann (1994) angesichts der überhöhten elterlichen Erwartungen ein Anwachsen dieser Minderheitsgruppe.

Das aus den höheren Bildungsabschlüssen der Jugendlichen resultierende Bildungsgefälle zwischen Eltern und Kindern führt dazu, daß Eltern ihren Kindern häufig keine Orientierungshilfe für schulische Zukunftsfragen geben können (Hexel & König 1990) und sowohl die jugendlichen „sozialen Aufsteiger“ als auch ihre Eltern mit Statusunsicherheiten zu kämpfen haben (Hurrelmann 1994; Oswald & Boll 1992). Positive Auswirkungen der Bildungs- und Wissensunterschiede zeigen sich im Sinn einer retroaktiven Sozialisation in einem vermehrten Wissensaustausch zwischen Jugendlichen und ihren Eltern, in den auch Jugendliche etwas einzubringen haben (Baacke 1991).

## 11 Entwicklungsaufgaben von Familien mit Pubertierenden - Schlußfolgerungen aus der einschlägigen Literatur

Empirische Untersuchungen kommen übereinstimmend zum Ergebnis, daß die Pubertät keineswegs als der häufig erwartete Einbruch, etikettiert mit dem negativen Schlagwort der „Pubertätskrise“, auftreten muß. Jugend muß nicht notwendigerweise eine Zeit der Krise sein, und es scheint nicht gerechtfertigt, das Eltern-Kind-Verhältnis beim Übergang von der Kindheit in die Adoleszenz als besonders krisenhaft und konfliktreich zu beschreiben (Coleman 1989; Engel & Hurrelmann 1994; Gecas & Seff 1991; Mattejat 1993; Schröder 1995).

Allerdings ist die Eltern-Kind-Beziehung im Jugendalter auch nicht ausschließlich von Harmonie gekennzeichnet. Die Adoleszenz ist geprägt von einem zunehmenden Bedürfnis der Jugendlichen nach Ablösung und Abgrenzung von den Eltern, einer Zunahme der Konflikthäufigkeit, größerer emotionaler Distanz zu den Eltern, einer Veränderung der Kommunikationsstrukturen und Machtverhältnisse, sowie einer neuen Sichtweise und Definition der Beziehung Jugendlicher zu ihren Eltern.

Die Eltern stehen vor der schwierigen Aufgabe, eine Balance zu finden zwischen emotionaler Verbundenheit mit ihren adoleszenten Kindern und zugestandener Freiheit und Individualität (Kromer 1995; Schneewind 1991); sie sind mit dem partiellen Verlust ihrer „*Eltern-Identität*“ (Kohlendorfer, Baumann & Merl 1994) sowie mit der Notwendigkeit, ihre Kinder loszulassen und ihnen neue Freiheiten zu gewähren, konfrontiert.

Jugendliche ihrerseits haben eine Vielzahl an Entwicklungsaufgaben zu bewältigen (Coleman 1974, 1989; Havighurst 1951), soziale Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und Gleichaltrigen neu zu ordnen und eine eigene Identität zu entwickeln. Die Bewältigung der genannten Herausforderungen wird sowohl für Eltern als auch für Jugendliche dadurch erschwert, daß es kaum allgemeingültige gesellschaftliche Regeln und Normen gibt, welche den Übergang von der Kindheit ins Erwachsenenalter strukturieren (Buchmann 1989; Hurrelmann 1994; Kromer 1995; Schneewind 1991).

Festzuhalten bleibt: Das Eltern-Kind-Verhältnis ist in der Adoleszenz zweifelsohne in einem Wandel begriffen. Dieser Wandel ist jedoch keinesfalls mit einem Verzicht der Jugendlichen auf die Bindung an die Eltern oder die Familie gleichzusetzen (Acock & Demo 1994; Peters 1986; Pikowsky & Hofer 1992; Schütze 1992; Storch 1994). Durchgängig wird eine positive Beziehung einer Mehrzahl der Jugendlichen zu ihren Eltern sowie eine hohe Übereinstimmung und Zufriedenheit Jugendlicher mit dem elterlichen Erziehungsstil festgestellt (Jugendwerk der Deutschen Shell 1992; Oswald & Boll 1992; Schröder 1995), wobei die Beziehung zur Mutter tendenziell intensiver ist als jene zum Vater (Engel & Hurrelmann 1994; Kromer 1995; Oswald 1989; Oswald & Boll 1992). Weiters scheinen trotz eines Anstiegs von Alltagskonflikten, die während der Pubertät mit den Eltern ausgetragen werden, nur wenig grundlegende Konflikte zwischen Eltern und Jugendlichen zu bestehen. Das Ausmaß an Harmonie soll nicht überbetont werden, trotzdem bleibt im allgemeinen in der Pubertät der Kinder eine grundlegende Verbundenheit zwischen Eltern und Jugendlichen bestehen.

Aus den Ergebnissen verschiedener Untersuchungen lassen sich eine Reihe von förderlichen und hemmenden Faktoren ableiten, die es Eltern und Jugendlichen erleichtern bzw. erschweren, gemeinsam die Herausforderungen, die sich ihnen in der Pubertät der Jugendlichen stellen, zu meistern. Diese sollen kurz zusammenfassend dargestellt werden.

- ◆ Die im Zuge des Ablösungsprozesses erfolgende Distanzierung von den Eltern darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß **Jugendliche** für eine positive Entwicklung ein **grundlegendes Gefühl von Akzeptanz, Aufgehobensein und Ernstgenommenwerden seitens ihrer Eltern brauchen** (Storch 1994). Wichtig ist die Vertrautheit und Sicherheit der Jugendlichen, daß die Eltern ihnen als Gesprächspartner zur Verfügung stehen, daß sie

sich bei Problemen an sie wenden können, und daß auch Fehler und Unstimmigkeiten nicht dazu führen, von den Eltern als Person abgelehnt oder in Frage gestellt zu werden. Bedeutsam für die innerfamiliäre Vertrauensbasis zwischen Eltern und Jugendlichen ist **gegenseitiges Verständnis** (Büchner & Krüger 1991; Engel & Hurrelmann 1994; Storch 1994).

- ◆ Als besonders wesentlich für die Gestaltung befriedigender Beziehungen zwischen Eltern und Jugendlichen werden in der Literatur **befriedigende Kommunikationsstrukturen** genannt (Hurrelmann 1994; Kötters, Krüger & Brake 1996; Stary 1989). Sie sind durch folgende Merkmale gekennzeichnet: die Jugendlichen haben Zeit zu sprechen, ihre Meinung wird ernst genommen, ihre Interessen respektiert, Eltern akzeptieren, daß sie nicht mehr für alle Bereiche primäre Ansprechpartner der Jugendlichen sind (Büchner, Fuhs & Krüger 1996; Fend 1990; Schröder 1995), und Jugendliche bekommen von ihren Eltern ein Gefühl für die eigene Wichtigkeit (Büchner, Fuhs & Krüger 1996; Burger & Seidenspinner 1988; Hurrelmann 1994; Kötters, Krüger & Brake 1996; Storch 1994).
- ◆ Eltern sollen ihren jugendlichen Kindern **Freiräume zugestehen** (Storch 1994), u.a. im Bereich der Wahl der FreundInnen und außerfamilialen Bezugspersonen (Kohlendorfer, Baumann & Merl 1994), der Wahl von AnsprechpartnerInnen für verschiedene Probleme (Büchner, Fuhs & Krüger 1996; Kötters, Krüger & Brake 1996; Noack 1992a; Pikowsky & Hofer 1992), sowie in der Aufnahme gegengeschlechtlicher Beziehungen (Fend 1990; Tillmann 1992). Das für eine positive Entwicklung notwendige Zugestehen von Freiräumen an die Jugendlichen ist nicht gleichbedeutend mit einer Aufgabe der elterlichen Autorität und mit grenzenloser Freiheit. Es geht darum, eine **Balance zwischen dem Zugestehen von Autonomie an den Jugendlichen und dem Bestehenbleiben von Grenzen seitens der Eltern** zu finden. Schneewind (1991, S. 174) bezeichnet dies als „*delikate Balance von Verbundenheit und zugestandener Individualität*“. Diese Balance zu finden, ist für Eltern nicht einfach, da die Ängste um die Sicherheit des Kindes aufgrund der neuen Selbständigkeit zunehmen (Gecas & Seff 1991; Hurrelmann 1994; Kreppner 1991; Kromer 1995; Storch 1994). Wesentlich für die Bewältigung dieser schwierigen Aufgabe kann es für Eltern von Jugendlichen sein, Dissens und Konflikte zuzulassen (Fend 1990; Storch 1994). Konflikten kommt eine gewichtige Funktion für die Identitätsfindung Jugendlicher zu. Eltern tun den Jugendlichen keinen Gefallen, wenn sie aus einem Harmoniebestreben heraus Konflikte um jeden Preis zu vermeiden versuchen. Negativ wirken sich Alltagskonflikte zwischen Eltern und Jugendlichen nur dann aus, wenn die Bindungsdimension beeinträchtigt wird und/oder die Konflikte von den Eltern nicht zugelassen werden.
- ◆ Die Erziehungsstile und -ziele haben sich verändert: Von Autorität und Verfügungsgewalt der Eltern hin zu Leitbildern wie Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit des Kindes, Kindorientierung, Respektierung kindlicher Interessensäußerungen, Liberalisierung und Demokratisierung der Machtbalancen zwischen Eltern und Kindern (Büchner, Fuhs & Krüger 1996; Hurrelmann 1994; Schütze 1988). Den veränderten Erziehungsansprüchen gerecht zu werden ist für Eltern nicht einfach. Wesentlich ist, daß **Eltern eine Balance schaffen**, daß sie ihren heranwachsenden Kindern **einerseits „gleichberechtigte“ Partner** sind und andererseits aber auch eine **herausgehobene Autorität als Elternteil** haben (Hurrelmann 1994). Das elterliche Erziehungsverhalten wird von Jugendlichen dann als positiv erlebt, wenn ihre **Interessensäußerungen von den Eltern respektiert werden**, ihre **Freiheitsspielräume nicht zu sehr eingeengt werden** und **elterliches Strafverhalten nur selten zum Tragen kommt** (Büchner, Fuhs & Krüger 1996; Büchner & Krüger 1991; Engel & Hurrelmann 1994; Oswald 1989; Storch 1994). Bedeutsam für eine positive Bewältigung der Herausforderungen für Familien ist weiters eine **befriedigende Partnerbeziehung der Eltern** sowie die **gemeinsame Ausübung der Elternrolle**. Koalitionen des Jugendlichen mit einem Elternteil wirken sich negativ aus und führen zu Loyalitätskonflikten (Burger & Seidenspinner 1988; Hurrelmann 1994; Kohlendorfer,



Baumann & Merl 1994). Eine gemeinsame Ausübung der Elternrolle scheitert auch in Kernfamilien häufig daran, daß die Väter nur wenig Zeit mit ihren adoleszenten Kindern verbringen (Kromer 1995; Youniss & Smollar 1985).

- ◆ Auf der Ebene des Familiensystems ist eine familiäre **Ausgeglichenheit** (Balanciertheit) im Sinn von **Kohäsion** (emotionale Bindung) und **Anpassung** an sich ändernde Gegebenheiten (Olson 1989) wichtig. Balancierte Familien, das sind Familien mit einem mittleren Maß an Kohäsion und Anpassung, werden besser mit Anforderungen fertig, die sich im Laufe der Familienentwicklung ergeben. Die Extremformen hingegen sind wenig förderlich für das Funktionieren von Familiensystemen (Storch 1994). Ein positiver Verlauf der Ablösungsprozesse ist eher wahrscheinlich, wenn die Eltern ihr Kind nicht durch Koalitionsbündnisse in Loyalitätskonflikte bringen (Burger & Seidenspinner 1988) und wenn die Fähigkeit zur Bindung an die Eltern trotz der notwendigen Distanzierung bestehen bleibt (Hurrelmann 1994; Schneewind & Braun 1988). Ein negativer Verlauf der Ablösung von den Eltern ist wahrscheinlich, wenn Eltern nicht loslassen können und Entwicklungen sowie damit verbundene Umorientierungen als Bedrohung der Homöostase der Familie erleben und vermeiden. **Negativ** sind aber auch **starke innerfamiliäre Koalitionen** (Burger & Seidenspinner 1988), eine **unklare Trennung der familiären Subsysteme** sowie eine **dichte Grenze des Familiensystems**, die Orientierung nach außen verhindert (Kohlendorfer, Baumann & Merl 1994), und wenn eine starke Normorientierung bzw. **starre Regelhandhabung** zu einer geringen Anpassungsbereitschaft an sich ändernde Lebensumstände führt (Schneewind 1991; Schneewind & Braun 1988).

## 12 Literatur

- Acock, A.C. & Demo, D.H. (1994): Family Diversity and Well-Being. Thousand Oaks (California): Sage Library of Social Research.
- Acock, A.C. & Yang, W.S. (1984): Parental power and adolescents' parental identification. In: Journal of Marriage and the Family, 46, S. 487-495.
- Allerbeck, K. & Hoag, W. (1985): Jugend ohne Zukunft? Einstellungen, Umwelt, Lebensperspektiven. München: Piper
- Amato, P.R. (1987): Family Processes in One-Parent, Stepparent, and Intact Families. The Child's Point of View. In: Journal of Marriage and the Family, 49, S. 327-337.
- Ariès, Ph. (1975): Die Geschichte der Kindheit. München: Hanser.
- Ariès Ph. & Olver, R. (1985): Sex differences in the development of a separate sense of self during infancy: Directions for future research. In: Psychology of Women Quarterly, 9, S. 515-532.
- Baacke, D. (1982): Peer groups und Jugendkultur. Formen des Gruppenlebens und seine Funktionen. In: Neue Sammlung, 22, S. 468-480.
- Baacke, D. (1991): Die 13- bis 18jährigen. Einführung in die Probleme des Jugendalters. Weinheim/Basel: Beltz. [5., überarb. und erg. Auflage.]
- Baethge, M. (1989): Jugend - Postadoleszenz in der nachindustriellen Gesellschaft. In: Markefka, M. & Nave-Herz, R. (Hg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Band 2: Jugendforschung, S. 155-166. Neuwied/Frankfurt/M.: Luchterhand.
- Barnes, G.M. et al. (1986): Parental socialization factors and adolescent drinking behaviors. In: Journal of Marriage and the Family, 48, S. 27-36.
- Baur-Göldner, S. (1992): Jugendliche mit Körperbeschwerden und ihre Eltern. In: Zenz, H.; Hrabal, V. & Marschall, P. (Hg.): Entwicklungsdruck und Erziehungslast. Psychische, soziale und biologische Quellen des beeinträchtigten Wohlfühls bei Schülerinnen und Schülern in der Pubertät, S. 81-89. Göttingen: Hogrefe.
- Beelmann, W. & Schmidt-Denter, U. (1991): Kindliches Erleben sozial-emotionaler Beziehungen und Unterstützungssysteme in Ein-Elternteil-Familien. In: Psychologie in Erziehung und Unterricht 38, S. 180-189.
- Beham, M. & Wilk, L. (1990): Alleinerzieherinnen. Ein Bericht zu ihrer sozialen Lage und Erwerbssituation. Wien: BMfAS.
- Behnken, I. & Zinnecker, J. (1991): Vom Kind zum Jugendlichen. Statuspassagen von Schülern und Schülerinnen in Ost und West. In: Büchner, P. & Krüger, H.-H.: Aufwachsen hüben und drüben. Deutsch-deutsche Kindheit vor und nach der Vereinigung, S. 33-55. Opladen: Leske und Budrich.

- Bericht zur Lage der Jugend (1987): Band 1-5. Hg. vom Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie. Wien.
- Bloom, M.V. (1980): Adolescent-parental separation. New York: Gardner-Press.
- Blyth, D.A. et al. (1982): Early adolescents' significant others: Grade and gender differences in perceived relationships with familial and nonfamilial adults and young people. In: *Journal of Youth and Adolescence*, 11, S. 425-450.
- Bohleber, W. (1989): Jugend - Ausgang der Sozialisation: Narziß? Erscheinungsformen und Bewertung des Narzißmus in der adoleszenten Entwicklung. In: Markefka, M. & Nave-Herz, R. (Hg.): *Handbuch der Familien- und Jugendforschung*, Band 2: Jugendforschung, S. 93-101. Neuwied/Frankfurt/M.: Luchterhand.
- Bois-Reymond, M. du (1991): Zum Wandel der Beziehungen zwischen Eltern und Heranwachsenden - ein Generationenvergleich aus niederländischer Sicht. In: Büchner, P. & Krüger, H.-H.: *Aufwachsen hüben und drüben. Deutsch-deutsche Kindheit vor und nach der Vereinigung*, S. 297-306. Opladen: Leske und Budrich.
- Brown, B.B. (1989): The role of peer groups in adolescents' adjustment to secondary school. In: Berndt, T.J. & Ladd, G.W. (Hg.): *Peer relationships in child development*, S.188-215. New York: Wiley.
- Brusten, M. & Malinowski, P. (1989): Jugend - Ein soziales Problem. In: Markefka, M. & Nave-Herz, R. (Hg.): *Handbuch der Familien- und Jugendforschung*, Band 2: Jugendforschung, S. 145-153. Neuwied/Frankfurt/M.: Luchterhand.
- Büchner, P.; Fuhs, B. & Krüger, H.-H. (Hg.) (1996): *Vom Teddybär zum ersten Kuß. Wege aus der Kindheit in Ost- und Westdeutschland*. Opladen: Leske und Budrich.
- Büchner, P. & Krüger, H.-H. (Hg.) (1991): *Aufwachsen hüben und drüben. Deutsch-deutsche Kindheit vor und nach der Vereinigung*. Opladen: Leske und Budrich.
- Buddeberg-Fischer, B. (1988): Die Adoleszenz als familiäre Reifungskrise. In: Bürgin, D. (Hg.) (1988): *Beziehungskrisen in der Adoleszenz. Diagnostische und psychotherapeutische Aspekte*, S. 107-116. Bern/Stuttgart/Toronto: Huber.
- Burger, A. & Seidenspinner, G. (1988): *Töchter und Mütter. Ablösung als Konflikt und Chance*. Opladen: Leske und Budrich.
- Bürgin, D. (1987): Einleitung zum Beitrag von Buddeberg-Fischer, B. In: Bürgin, D. (Hg.): *Beziehungskrisen in der Adoleszenz*, S. 107-108. Bern: Huber.
- Chodorow, N. (1985): *Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter*. München: Frauenoffensive. [engl. Originalausgabe 1978: *The reproduction of mothering: Psychoanalysis and the sociology of gender*. Berkeley: University of California Press.]
- Clason, C. (1989): Die Einelternfamilie oder die Einelterfamilie? In: Nave-Herz, R. & Markefka, M. (Hg.): *Handbuch der Familien- und Jugendforschung*, Band 1: Familienforschung, S. 412-422. Neuwied/Frankfurt/M.: Luchterhand.
- Clingempeel, W.G. et al. (1984): Stepparent-stepchild relationships in stepmother and stepfather families. A multimethod study. In: *Family Relations*, 33, S. 465-473.
- Coleman, J.C. (1961): *The Adolescent Society. The Social Life of the Teenager and Its Impact on Education*. Glencoe: Free Press.
- Coleman, J.C. (1974): *Relationships in adolescence*. Boston: Routledge & Kegan Paul.
- Coleman, J.C. (1984): Eine neue Theorie der Adoleszenz. In: Olbrich, E. & Todt, E. (Hg.): *Probleme des Jugendalters*, S. 49-68. Heidelberg: Springer.
- Coleman, J.C. (1989): The Focal Theory of Adolescence: A Psychological Perspective. In: Hurrelmann, K. & Engel, U. (Hg.): *The Social World of Adolescents. International Perspectives*, S. 43-56. New York: de Gruyter.
- Cooper, C.R. et al. (1983): Individuality and connectedness in the family as a context for adolescent identity formation and role taking skill. In: Grotevand, H.D. & Cooper, C.R. (Hg.): *Adolescent development in the family. New directions for child development*, S. 43-59. San Francisco: Jossey-Bass.
- Deusinger, I.M. (1989): Jugend - die Suche nach der Identität. In: Markefka, M. & Nave-Herz, R. (Hg.): *Handbuch der Familien- und Jugendforschung*, Band 2: Jugendforschung, S. 79-92. Neuwied/Frankfurt/M.: Luchterhand.
- Dornbusch, S.M. et al. (1994): Sexual maturation, social class and the desire to be thin among adolescent females. In: *Developmental and Behavioral Pediatrics*, 5, S. 308-314.
- Dreher, E. & Dreher, M. (1985): Entwicklungsaufgaben im Jugendalter: Bedeutsamkeit und Bewältigungskonzepte. In: Liepmann, D. & Stiksrud, A. (Hg.): *Entwicklungsaufgaben und Bewältigungsprobleme in der Adoleszenz*, S. 56-70. Göttingen: Hogrefe.
- Dunn, J. & Plomin, R. (1996): *Warum Geschwister so verschieden sind*. Stuttgart: Klett-Cotta. [Originalausgabe 1990. New York: Basic Books.]

- Duvall, E.M. & Miller, B.C. (1985): Marriage and family development. New York: Harper & Row.
- Eichentopf, K.-S. (1989): Geschlechtsrollen: Übernahme und Ausübung bei Jugendlichen. In: Markefka, M. & Nave-Herz, R. (Hg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Band 2: Jugendforschung, S. 535-551. Neuwied/Frankfurt/M.: Luchterhand.
- Eisenstadt, S.N. (1956): From generation to generation. Age groups and social structure. München: Glencoe.
- Elder, G.H. et al. (1986): Problem behavior and family relationships: Life course and intergenerational themes. In: Sorensen A.B. et al. (Hg.): Human development and the life course, S. 293-340. Hillsdale: Erlbaum.
- Engel, U. & Hurrelmann, K. (1989): Psychosoziale Belastungen im Jugendalter. Empirische Befunde zum Einfluß von Familie, Schule und Gleichaltrigengruppe. Berlin/New York: de Gruyter.
- Engel, U. & Hurrelmann, K. (1994): Jugendliche im Kontext von Familie, Schule und Gleichaltrigengruppe. In: Engel, U. & Hurrelmann, K. (Hg.): Was Jugendliche wagen. Eine Längsschnittstudie über Drogenkonsum, Streßreaktionen und Delinquenz im Jugendalter, S. 59-106. Weinheim/München: Juventa.
- Erikson, E.H. (1974): Dimensions of a new identity. New York: Norton.
- Ewert, O.M. (1983): Entwicklungspsychologie des Jugendalters. Stuttgart: Kohlhammer.
- Ewert, O.M. (1989): Körperliche und seelische Reifungsprozesse junger Menschen. In: Markefka, M. & Nave-Herz, R. (Hg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Band 2: Jugendforschung, S. 293-310. Neuwied/Frankfurt/M.: Luchterhand.
- Fauber, R. et al. (1990): A mediational model of the impact of marital conflict on adolescent adjustment in intact and divorced families: The role of disrupted parenting. In: Child Development, 61, S. 1112-1123.
- Fend, H. (1988): Sozialgeschichte des Aufwachsens. Bedingungen des Aufwachsens und Jugendgestalten im 20. Jahrhundert. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Fend, H. (1990): Vom Kind zum Jugendlichen. Der Übergang und seine Risiken. Entwicklungspsychologie der Adoleszenz in der Moderne, Band I. Bern: Huber.
- Flaake, K. (1989): Die gesellschaftliche und lebensgeschichtliche Bedeutung der Adoleszenz. Unveröffentlichter Habilitationsvortrag, Frankfurt/M.
- Franz, M.-L. v. (1977): Das Weibliche im Märchen. Stuttgart: Bonz
- Friedl, I. & Maier-Aichen, R. (1991): Leben in Stieffamilien. Weinheim: Juventa.
- Fuhs, B. (1996): Das außerschulische Kinderleben in Ost- und Westdeutschland. Vom kindlichen Spielen zur jugendlichen Freizeitgestaltung. In: Büchner, P. & Fuhs, B. & Krüger H.-H. (Hg.): Vom Teddybär zum ersten Kuß. Wege aus der Kindheit in Ost- und Westdeutschland, S. 129-158. Opladen: Leske und Budrich.
- Furstenberg, F.F. & Seltzer, J.A. (1986): Divorce and child development. In: Adler, P.A. & Adler, P. (Hg.): Sociological studies of child development, vol. 1, S. 137-160. Greenwich: JAI.
- Gecas, V. & Seff, M.A. (1991): Families and Adolescents: A Review of the 1980s. In: Booth, A. (Hg.): Contemporary Families. Looking Forward, Looking Back. Minneapolis: NCFR.
- Gove, W.R. & Crutchfield, R.D. (1982): The family and juvenile delinquency. In: The Sociological Quarterly, 23, S. 301-319.
- Grundmann, M.; Huinik, J. & Krappmann, L. (1994): Familie und Bildung. Empirische Ergebnisse und Überlegungen zur Frage der Beziehung von Bildungsbeteiligung, Familienentwicklung und Sozialisation. In: Büchner, P. et al. (Hg.): Kindliche Lebenswelten, Bildung und innerfamiliäre Beziehungen, S. 41-104. München: Verlag Deutsches Jugendinstitut.
- Havighurst, R.J. (1951): Development tasks and education. New York.
- Heckhausen, H. (1980): Motivation und Handlung. Berlin.
- Helsper, W. (1992): Jugend und Schule. In: Krüger, H.-H. (Hg.): Handbuch der Jugendforschung, S. 351-382. Opladen: Leske und Budrich. [2. erw. Auflage.]
- Henderson, S.H.; Kahn, C. & Youniss, J. (1990): Adolescents' friendships in intact and divorced families. Poster auf dem Third Biennial Meeting of the Society for Research on Adolescence, Atlanta, USA.
- Herlth, A. (1989): Problembehandlung im Familienalltag - Struktur, Bedingungen, Grenzen. In: Bertram, H.; Borrmann-Müller, R.; Hübner-Funk, S. & Weidacher, A.: Blickpunkt Jugend und Familie. Internationale Beiträge zum Wandel der Generationen, S. 533-554. München: Verlag Deutsches Jugendinstitut.
- Hetherington, E.M. (1989): Coping with family transitions: Winners, losers, and survivors. In: Child Development, 60, S. 1-14.
- Hetherington, E.M. (1991): Presidential address: Families, lies and videotapes. In: Journal of Research on Adolescence, 1, S. 323-348.

- Hexel, P.C. & König, I. (1990): Jungsein in Österreich. In: Janig, H.; Hexel, P.C.; Luger, K. & Rathmayr, B. (Hg.): *Schöner Vogel Jugend. Analysen zur Lebenssituation Jugendlicher*, S. 77-104. Linz: Trauner. [2., erw. und überarb. Auflage, Erstaufgabe 1988.]
- Hofer, M. (1992a): Familienbeziehungen in der Entwicklung. In: Hofer, M.; Klein-Allermann, E. & Noack, P. (Hg.): *Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung. Ein Lehrbuch*, S. 3-26. Göttingen/Bern/Toronto/Seattle: Hogrefe.
- Hofer, M. (1992b): Die Familie mit Schulkindern. In: Hofer, M.; Klein-Allermann, E. & Noack, P. (Hg.): *Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung. Ein Lehrbuch*, S. 171-193. Göttingen/Bern/Toronto/Seattle: Hogrefe.
- Hornstein, W. (1989): Entstehung, Wandel, Ende der Jugend. Jugend in sozialgeschichtlicher und gesellschaftstheoretischer Perspektive. In: Markefka, M. & Nave-Herz, R. (Hg.): *Handbuch der Familien- und Jugendforschung*, Band 2: *Jugendforschung*, S. 3-18. Neuwied/Frankfurt/M.: Luchterhand.
- Hunter, F.T. (1985): Adolescents' perception of discussions with parents and friends. In: *Developmental Psychology*, 21, S. 433-440.
- Hurrelmann, K. (1994): *Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung*. Weinheim/München: Juventa. [3., überarb. Auflage, Erstausgabe 1985.]
- Janig, H.; Hexel, P.C.; Luger, K. & Rathmayr, B. (Hg.) (1990): *Schöner Vogel Jugend. Analysen zur Lebenssituation Jugendlicher*. Linz: Trauner. [2., erw. und überarb. Auflage, Erstausgabe 1988.]
- Janig, H. (1994a): Veränderte Lebensbedingungen verändern Familien. In: *Ein Europa der Familien*, S. 5-20. Wien: Ehe und Familie: Zeitschriftenverlagsgesellschaft.
- Janig, H. (1994b): Lebensverhältnisse Jugendlicher in Österreich. In: *Sub*, 16(4), S. 11-22.
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.) (1985): *Jugendliche und Erwachsene '85. Generationen im Vergleich*. Bände 1-5. Opladen: Leske und Budrich.
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.) (1992): *Jugend '92*. Bände 1-4. Opladen: Leske und Budrich.
- Kandel, D.B. & Lesser, G.S. (1972): *Youth in two worlds*. San Francisco: Jossey-Bass
- Kasten, H. (1995): *Einzelkinder. Aufwachsen ohne Geschwister*. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Kegan, R. (1986): *Die Entwicklungsstufen des Selbst. Fortschritte und Krisen im menschlichen Leben*. München: Kindt.
- Klein-Allermann, E. (1992): Wiederheirat und Stiefelternschaft. In: Hofer, M.; Klein-Allermann, E. & Noack, P. (Hg.): *Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung. Ein Lehrbuch*, S. 311-330. Göttingen/Bern/Toronto/Seattle: Hogrefe.
- Kohlendorfer, S.; Baumann, U. & Merl, H. (1994): Ablösung Jugendlicher - Ein Problem der Familie - Zur Organisationsstruktur von Familien mit Ablösungsproblemen - Eine Erkundungsstudie. In: *Zeitschrift für Familienforschung*, 6, S. 16-44.
- Kohli, M. (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37, S. 1-29.
- Kötters, C.; Krüger, H.-H. & Brake, A. (1996): Wege aus der Kindheit. Verselbständigungsschritte ins Jugendalter. In: Büchner, P.; Fuhs, B. & Krüger, H.-H. (Hg.): *Vom Teddybär zum ersten Kuß. Wege aus der Kindheit in Ost- und Westdeutschland*, S. 99-127. Opladen: Leske und Budrich.
- Kracke, B. (1993): *Pubertät und Problemverhalten bei Jungen*. Weinheim: Beltz
- Kracke, B. & Silbereisen, R.K. (1994): Körperliches Entwicklungstempo und psychosoziale Anpassung im Jugendalter. Ein Überblick zur neueren Forschung. In: *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und pädagogische Psychologie*, S. 293-330.
- Krähenbühl, V.; Jellouschek, H.; Kohaus-Jellouschek, M. & Weber, R. (1987): *Stieffamilien. Struktur - Entwicklung - Therapie*. Freiburg: Lambertus.
- Krappmann, L. (1991): Sozialisation in der Gruppe der Gleichaltrigen. In: Hurrelmann, K. & Ulich, D. (Hg.): *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung*, S. 355-375. Weinheim/Basel: Beltz
- Krappmann, L. & Oswald, H. (1995): *Alltag der Schulkinder. Beobachtungen und Analysen von Interaktionen und Sozialbeziehungen*. Weinheim/München: Juventa.
- Kreppner, K. (1991): Sozialisation in der Familie. In: Hurrelmann, K. & Ulich, D. (Hg.): *Handbuch der Sozialisationsforschung*, S. 321-333. Weinheim/Basel: Beltz.
- Kromer, I. (Hg.) (1995): *Abschied von der Kindheit? Die Lebenswelten der 11- bis 14jährigen Kids. Eine Untersuchung des Österreichischen Instituts für Jugendforschung. Projektbericht*, Wien.
- Krüger, H.-H. (1991): Zum Wandel von Freizeitverhalten und kulturellen Lebensstilen bei Heranwachsenden in Westdeutschland. In: Büchner, P. & Krüger, H.-H. (1991): *Aufwachsen hüben und drüben. Deutsch-deutsche Kindheit vor und nach der Vereinigung*, S. 203-222. Opladen: Leske und Budrich.
- Krüger, H.-H. & Thole, W. (1992): *Jugend, Freizeit und Medien*. In: Krüger, H.-H. (Hg.): *Handbuch der Jugendforschung*, S. 447-472. Opladen: Leske und Budrich. [2. erw. Auflage.]

- Largo, R. (1987): Variabilität von Wachstum und Entwicklung. In: Handloser, J. (Hg.): Die junge Generation - gestern, heute, morgen, S. 21-20. Zürich: Verlag für Fachvereine.
- Lenz, K. (1988): Die vielen Gesichter der Jugend. Frankfurt/M.
- Lenz, K. (1990): Jugend im Plural. Theoretische Grundlagen, Methodik und Ergebnisse aus einem Forschungsprojekt In: Bois-Reymond, M. du & Oechsle, M. (Hg.): Neue Jugendbiographie? Zum Strukturwandel der Jugendphase, S. 115-133. Opladen.
- Lenz, W. (1989): Emanzipatorische Erwachsenenbildung. Bildung für Arbeit und Demokratie. München: Profil Verlag.
- Lerner, R.M. (1985): Adolescent maturational changes and psychosocial development. A dynamic-interactional perspective. In: Journal of Youth and Adolescence, 14, S. 355-371.
- Liedtke, R. (1987): Familiäre Sozialisation und psychosomatische Krankheit. Berlin: Springer
- Lüdtke, H. (1989): Jugend - die Gesellschaft in der Gesellschaft: die These von der Subkultur. In: Markefka, M. & Nave-Herz, R. (Hg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Band 2: Jugendforschung, S. 113-124. Neuwied/Frankfurt/M.: Luchterhand.
- Luger, K. (1991): Die konsumierte Rebellion. Geschichte der Jugendkulturen 1945-1990. Wien.
- Mansel, J. & Hurrelmann, K. (1991): Alltagsstreß bei Jugendlichen. Eine Untersuchung über Lebenschancen, Lebensrisiken und psychosoziale Befindlichkeiten im Statusübergang. Weinheim/München: Juventa.
- Markefka, M. (1989): Jugend und Jugendforschung in der Bundesrepublik. In: Markefka, M. & Nave-Herz, R. (Hg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Band 2: Jugendforschung, S. 19-40. Neuwied/Frankfurt/M.: Luchterhand.
- Mattejat, F. (1993): Subjektive Familienstrukturen. Untersuchungen zur Wahrnehmung der Familienbeziehungen und zu ihrer Bedeutung für die psychische Gesundheit von Jugendlichen. Göttingen: Hogrefe.
- Melzer, W. (1991): Zum Wandel familialer Lebensformen in Westdeutschland. In: Büchner, P. & Krüger, H.-H.: Aufwachsen hüben und drüben. Deutsch-deutsche Kindheit vor und nach der Vereinigung, S. 69-87. Opladen: Leske und Budrich.
- Meulemann, H. (1989): Jugend im allgemeinbildenden Schulsystem. In: Markefka, M. & Nave-Herz, R. (Hg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Band 2: Jugendforschung, S. 421-446. Neuwied/Frankfurt/M.: Luchterhand.
- Minsel, B. (1994): Elternbildung und Elternarbeit. In: Tippelt, R. (Hg.): Handbuch der Erwachsenen- und Weiterbildung, S. 537-552. Opladen: Leske und Budrich.
- Mitterauer, M. (1986): Sozialgeschichte der Jugend. Frankfurt/M: Suhrkamp
- Napp-Peters, A. (1985): Ein-Eltern-Familien: Soziale Randgruppe oder neues Selbstverständnis? Weinheim: München: Juventa
- Nauck, B. (1989): Familiales Freizeitverhalten. In: Nave-Herz, R. & Markefka, M.: Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Band 1: Familienforschung, S. 325-344. Neuwied/Frankfurt/M.: Luchterhand.
- Nauck, B. (1991): Generationenvertrag, generatives Verhalten und Eltern-Kind-Beziehungen im interkulturellen Vergleich. In: Engfer, A., Minsel, B. & Walper, S. (Hg.): Zeit für Kinder! Kinder in Familie und Gesellschaft, S. 125-132. Weinheim/Basel: Beltz.
- Nave-Herz, R. (1989a): Jugend. Historische Gestalt, Generation. In: Markefka, M. & Nave-Herz, R. (Hg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Band 2: Jugendforschung, S. 135-143. Neuwied/Frankfurt/M.: Luchterhand.
- Nave-Herz, R. (1989b): Jugendsprache. In: Markefka, M. & Nave-Herz, R. (Hg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Band 2: Jugendforschung, S. 625-633. Neuwied/Frankfurt/M.: Luchterhand.
- Nave-Herz, R. (1994): Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Neubauer, G. & Melzer, W. (1989): The Role of School, Family, and Peer Group in the Sexual Development of the Adolescent. In: Hurrelmann, K. & Engel, U. (Hg.): The Social World of Adolescents. International Perspectives, S. 321-336. New York: de Gruyter.
- Neubauer, W. (1989): Selbstbilder, Selbstwertgefühle und Lebensentwürfe junger Menschen. In: Markefka, M. & Nave-Herz, R. (Hg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Band 2: Jugendforschung, S. 519-533. Neuwied/Frankfurt/M.: Luchterhand.
- Neugarten, B.L. (1978): Time, Age and Life Cycle. In: American Journal of Psychiatry, 136, S. 887-894.
- Noack, P. (1992): Freunde, Bekannte, Peers: Die Familie und die Beziehung zu „Gleichen“. In: Hofer, M.; Klein-Allermann, E. & Noack, P. (Hg.): Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung. Ein Lehrbuch, S. 82-104. Göttingen/Bern/Toronto/Seattle: Hogrefe.

- Noack, P. (1992a): Freunde, Bekannte, Peers: Die Familie und die Beziehung zu „Gleichen“. In: Hofer, M.; Klein-Allermann, E. & Noack P. (Hg.): Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung. Ein Lehrbuch, S. 82-104. Göttingen/Bern/Toronto/Seattle: Hogrefe.
- Noack, P. (1992b): Allein zu zweit: Ein-Elternteil-Familien. In: Hofer, M.; Klein-Allermann, E. & Noack, P. (Hg.): Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung. Ein Lehrbuch, S. 289-310. Göttingen/Bern/Toronto/Seattle: Hogrefe.
- O'Brien, R.W. (1987): The role of siblings in the development of individuation during adolescence. Diss. Catholic University of America, Washington, D.C.
- Oerter, R. & Montada, L. (1987): Entwicklungspsychologie. München/Weinheim.
- Olk, T. (1986): Jugend und Gesellschaft. In: Heitmeyer, W. (Hg.): Interdisziplinäre Jugendforschung. Weinheim: Juventa.
- Olson, D.H. et al. (1989): Families - what makes them work. Newbury Park: Sage.
- Oswald, H. (1989): Intergenerative Beziehungen (Konflikte) in der Familie. In: Markefka, M. & Nave-Herz, R. (Hg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Band 2: Jugendforschung, S. 367-381. Neuwied/Frankfurt/M.: Luchterhand.
- Oswald, H. & Boll, W. (1992): Das Ende des Generationenkonflikts? Zum Verhältnis von Jugendlichen zu ihren Eltern. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 12(1), S. 30-51.
- Pagenstecher, L. (1992): Jugend und Sexualität. In: Krüger, H.-H. (Hg.): Handbuch der Jugendforschung, S. 473-493. Opladen: Leske und Budrich. [2. erw. Auflage.]
- Papastefanou, Ch. (1992): Junge Erwachsene und ihre Eltern: Ablösung oder Neudefinition der Beziehung? In: Hofer, M.; Klein-Allermann, E. & Noack, P. (Hg.): Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung. Ein Lehrbuch, S. 217-237. Göttingen/Bern/Toronto/Seattle: Hogrefe.
- Pazelt, A. (1990): Unauffällig oder diskriminiert? Die soziale Lage weiblicher Jugendlicher. In: Janig, H.; Hexel, P.C.; Luger, K. & Rathmayr, B. (Hg.): Schöner Vogel Jugend. Analysen zur Lebenssituation Jugendlicher, S. 159-180. Linz: Trauner. [2., erw. und überarb. Auflage, Erstauflage 1988.]
- Peters, M. (1986): Eltern und Jugendliche: Konflikte, Konfliktbewältigung und Ablösung. Unveröff. Diss. Universität Gießen.
- Peterson, A.C. & Crockett, L.J. (1985): Pubertal timing and grade-effects on adjustment. In: Journal of Youth and Adolescence, 14, S. 191-206.
- Peterson, J.L. & Zill, N. (1986): Marital disruption, parent-child relationships, and behavior problems in children. In: Journal of Marriage and the Family, 48, S. 295-307.
- Piaget, J. (1973): Das moralische Urteil beim Kinde. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Pikowsky, B. & Hofer, M. (1992): Die Familie mit Jugendlichen. Ein Übergang für Eltern und Kinder. In: Hofer, M.; Klein-Allermann, E. & Noack, P. (Hg.): Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung. Ein Lehrbuch, S. 194-216. Göttingen/Bern/Toronto/Seattle: Hogrefe.
- Postman, N. (1983): Das Verschwinden der Kindheit. Frankfurt/M: Fischer
- Rolf, H.-G.; Klemm, K. & Hansen, G. (Hg.) (1990): Jahrbuch der Schulentwicklung. Weinheim: Juventa.
- Rosenberg, M. (1986): Self-concept from middle childhood through adolescence. In: Suls, J. & Greenwald, A. (Hg.): Psychological Perspectives on the Self, vol. 3, S. 107-136. Hillsdale: Lawrence Erlbaum.
- Sander, E. (1989): Medien als Faktor im Wandel der Beziehungen zwischen Jugendlichen und Erwachsenen. In: Bertram, H.; Borrmann-Müller, R.; Hübner-Funk, S. & Weidacher, A.: Blickpunkt Jugend und Familie. Internationale Beiträge zum Wandel der Generationen, S. 417-435. München: Verlag Deutsches Jugendinstitut.
- Saxer, U. (1989): Jugend im Einfluß der Massenmedien - Nutzung und Wirkungen. In: Markefka, M. & Nave-Herz, R. (Hg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Band 2: Jugendforschung, S. 647-664. Neuwied/Frankfurt/M.: Luchterhand.
- Schäfers, B. (1982): Soziologie des Jugendalters. Opladen: Leske und Budrich.
- Schmid-Tannwald, J. & Urdze, A. (1983): Sexualität und Kontrazeption aus der Sicht der Jugendlichen und ihrer Eltern. Schriftenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit, Band 132. Stuttgart.
- Schmidt-Denter, U. (1993): Eltern-Kind- und Geschwister-Beziehungen. In: Markefka, M. & Nauck, B. (Hg.): Handbuch der Kindheitsforschung, S. 337-352. Neuwied/Berlin: Luchterhand.
- Schmitt-Wenkebach, B. (Hg.) (1977): Elternbildung als sozialpädagogische Aufgabe. Erfahrungen, Modelle, Vorschläge. Darmstadt: Luchterhand.
- Schneewind, K.A. (1987): Die Familienklimaskalen. In: Cierpka, M. (Hg.): Familiendiganostik, S. 232-255. Berlin/Heidelberg/New York: Springer.

- Schneewind, K.A. (1991): Die Familie als Kontext individueller Entwicklung. In: Engfer, A.; Minsel, B. & Walper, S. (Hg.): Zeit für Kinder! Kinder in Familie und Gesellschaft, S. 160-178. Weinheim/Basel: Beltz.
- Schneewind, K.A.; Beckmann, M. & Engfer, A. (1983): Eltern und Kinder. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schneewind, K.A. & Braun, M. (1988): Jugendliche Ablösungsaktivitäten und Familienklima. In: System Familie. Forschung und Therapie, 1(1), S. 49-61.
- Schröder, H. (1995): Jugend und Modernisierung. Strukturwandel der Jugendphase und Statuspassagen auf dem Weg zum Erwachsensein. Weinheim/München: Juventa.
- Schulze, G. (1989): Spontangruppen der Jugend. In: Markefka, M. & Nave-Herz, R. (Hg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Band 2: Jugendforschung, S. 533-570. Neuwied/Frankfurt/M.: Luchterhand.
- Schütze, Y. (1988): Zur Veränderung im Eltern-Kind-Verhältnis seit der Nachkriegszeit. In: Nave-Herz, R. (1988): Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland, S. 95-114. Stuttgart: Enke.
- Schütze, Y. (1989a): Geschwisterbeziehungen. In: Nave-Herz, R. & Markefka, M. (Hg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Band 1: Familienforschung, S. 311-324. Neuwied/Frankfurt/M.: Luchterhand.
- Schütze, Y. (1989b): Jugendliche und ihre Eltern - Konflikte, Gemeinsamkeiten, Zusammenhalt. In: Bertram, H.; Borrmann-Müller, R.; Hübner-Funk, S. & Weidacher, A.: Blickpunkt Jugend und Familie. Internationale Beiträge zum Wandel der Generationen, S. 189-208. München: Verlag Deutsches Jugendinstitut.
- Schütze, Y. (1992): Jugend und Familie. In: Krüger, H.-H. (Hg.): Handbuch der Jugendforschung, S. 335-350. Opladen: Leske und Budrich. [2. erw. Auflage.]
- Seiffge-Krenke, I. (1986): Psychoanalytische Therapie Jugendlicher. Stuttgart: Kohlhammer.
- Selman, R.L. et al. (1986): Assessing adolescent interpersonal negotiation strategies: Toward the integration of structural and functional models. In: Development Psychology, 22, S. 450-459.
- Siebert, H. (1970): Erwachsenenbildung. Aspekte einer Theorie. Düsseldorf: Bertelsmann Universitätsverlag.
- Silbereisen, R. & Albrecht, H.T. (1990): Konstanz und Wandel der Ablehnung durch Gleichaltrige. In: Steinhausen, H.-C. (Hg.): Das Jugendalter. Entwicklungen - Probleme - Hilfen, S. 31-46. Bern/Stuttgart/Toronto: Hans Huber.
- Silverberg, S.B. & Steinberg, L. (1987): Adolescent autonomy, parent-adolescent conflict, and parental well-being. In: Journal of Youth and Adolescence, 16(3), S. 293-312.
- Simon, F. & Stierlin, H. (1994): Die Sprache der Familientherapie: ein Vokabular. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Simmons, R.G. & Blyth, D.A. (1987): Moving into Adolescence: The Impact of Pubertal Change and School Context. New York: de Gruyter.
- Smetana, J.D. (1989): Adolescents' and parents' reasoning about actual family conflict. In: Child Development, 60, S. 1052-1067.
- Stryker, J. (1989): Jugendliche im Familiensystem. In: Gisser, R.; Reiter R.; Schattovits, H. & Wilk, L. (Hg.): Lebenswelt Familie. Familienbericht 1989, S. 429-433. Wien.
- Stattin, H. & Magnusson, D. (1990): Pubertal maturation in female development. Hillsdale: NJ.
- Steinberg, L.D. (1989): Pubertal maturation and parent-adolescent distance. In: Adams, G.; Montemayor, R. & Gullotta, T. (Hg.): Advances in adolescent development, vol. 1, S. 82-114. Beverly Hills: Sage.
- Stierlin, H. (1989): Individuation und Familie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Storch, M. (1994): Das Eltern-Kind-Verhältnis im Jugendalter. Eine empirische Längsschnittstudie. Weinheim/München: Juventa.
- Sullivan, K. & Sullivan, A. (1980): Adolescent-parent separation. In: Development Psychology, 16, S. 93-99.
- Surbey, M.K. (1990): Family composition, stress and human menarche. In: Ziegler T.E. & Bercovitch F.B. (Hg.): Socioendocrinology of primate reproduction, S. 11-32. New York: Wiley-Liss
- Terpeluk, V. (1992): Körperliche Reifeprozesse während der Pubertät und Veränderungen im Selbst- und Umweltkonzept bei Jugendlichen. In: Zenz, H.; Hrabal, V. & Marschall, P. (Hg.): Entwicklungsdruck und Erziehungslast. Psychische, soziale und biologische Quellen des beeinträchtigten Wohlbefühls bei Schülerinnen und Schülern in der Pubertät, S. 61-71. Göttingen: Hogrefe.
- Teyber, E. (1983): Effects of parental coalition on adolescents' emancipation from the family. In: Journal of marital and family therapy, 9, S. 305-210.
- Tillmann, K.-J. (1991): Söhne und Töchter in westdeutschen Familien. In: Büchner, P. & Krüger, H.-H. (1991): Aufwachsen hüben und drüben. Deutsch-deutsche Kindheit vor und nach der Vereinigung, S. 97-104. Opladen: Leske und Budrich.

- Tillmann, K.-J. (1992): „Spielbubis“ und „eingebildete Weiber“ - 13- bis 16jährige in Schule und peer group. In: Tillmann, K.-J. (Hg.): Jugend weiblich - Jugend männlich. Sozialisation, Geschlecht, Identität, S. 13-27. Opladen: Leske und Budrich.
- Trotha, T. von (1982): Zur Entstehung der Jugend. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 34, S. 254-277.
- Tudor, C.G. et al. (1980): An examination of the relationship between peer and parental influences and adolescent drug use. In: Adolescence, 60, S. 783-796.
- Visher, E.B. & Visher, J.S. (1987): Stiefeltern, Stiefkinder und ihre Familien. München/Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Wallerstein, J.S. & Blakeslee, S. (1992): Gewinner und Verlierer. Frauen, Männer, Kinder nach der Scheidung. Eine Langzeitstudie. München: Knauer. [Erstausgabe 1989.]
- Wallerstein, J.S. & Kelley, J.B. (1980): Surviving the breakup: How children and parents cope with divorce. New York: Basic Books.
- Walper, S. (1991): Trennung der Eltern und neue Partnerschaft: Auswirkungen auf das Selbstkonzept und die Sozialentwicklung Jugendlicher. In: Schweizerische Zeitschrift für Psychologie, 50(1), S. 34-47.
- Wehner, Ch. & Zenz, H. (1992): Die körperliche Entwicklung in der Pubertät. In: Zenz, H.; Hrabal, V. & Marschall, P. (Hg.): Entwicklungsdruck und Erziehungslast. Psychische, soziale und biologische Quellen des beeinträchtigten Wohlfühls bei Schülerinnen und Schülern in der Pubertät, S. 27-37. Göttingen: Hogrefe.
- Wilk, L. (1990a): Forschungsbericht zur Analyse der Lebenssituation von Kindern. Linz.
- Wilk, L. (1990b): Stieffamilie. Soziologische Aspekte einer verdrängten familialen Lebenswelt. In: Soziologisches Jahrbuch I und II, Trento, S. 455-489.
- Winch, R.F. & Gordon, M.T. (1974): Familial structure and function as influence. Lexington: Lexington Books.
- Winter, R. (1993): Zur Lebenslage Jugendlicher im ländlichen Raum. In: Berichte über Landwirtschaft, Zeitschrift für Agrarpolitik und Landwirtschaft, 71(1), S. 106-117.
- Youniss, J. (1982): Die Entwicklung und Funktion von Freundschaftsbeziehungen. In: Edelstein, W. & Keller, M. (Hg.): Perspektivität und Interpretation, S. 78-109.
- Youniss, J. (1983): Social construction of adolescence by adolescents and parents. In: Grotevant, H.D. & Cooper, C.R. (Hg.): Adolescent development in the family. New directions for child development, S. 93-109. San Francisco: Jossey-Bass.
- Youniss, J. & Smollar, J. (1985): Adolescent relations with mothers, fathers, and friends. Chicago: University of Chicago Press.
- Zajonc, R.B. & Markus, G. (1975): Birth order and intellectual development. In: Psychological Review, 82, S. 74-88.
- Zill, N. (1988): Behavior, achievement and health problems among children in stepfamilies: Findings from a national survey of child health. In: Hetherington, E.M. & Arasteh, J. (Hg.): Impact of divorce, single parenting and stepparenting on children, S. 325-368. Hillsdale: Erlbaum.
- Zinnecker, J. & Silbereisen, R.K. (1996): Kindheit in Deutschland. Aktueller Survey über Kinder und ihre Eltern. Weinheim/München: Juventa.